Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 2. Januar 1932 Nummer 1

Inhalt

Horizont . . . . . Martin Rade
Was verlangt die gegenwärtige Not von uns Friedr. Siegmund-Schultze
Wirtschaftsnot und Sozialpolitik . . . . . Waldemar Zimmermann
Goethes religiöses Vermächtnis . . . . . Karl Aner
Goethe als religiöser Denker . . . . . Otto Baumgarten
Hymne an Varuna . . . . . Rudolf Otto
Jahresversammlung der Ostasienmission . . . . . Rudolf Michel
Dr. Dinters Geistchristentum . . . . . Friedrich Niebergall
Neue Veröffentlichungen des „Bücherkreises" Georg H. Neuendorff
An die Leser . . . . . Hermann Mulert
An Martin Rade . . . . . Hans Weichelt
Geschichten zum Nachdenken . . . . .
Aus der Dorfkirchenbewegung . . . . . Christian Balzer
Vom Tage . . . . .

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Christentum und Wirklichkeit

herausgegeben von **GEORG MERKEL** und **OTTO FRICKE**
unter ständiger Mitarbeit von **GEORG MERZ** und **GEORG FLEMMIG**
Monatsschrift. Preis vierteljährlich nur Mk. 1.80. Probenummer kostenlos

Diese Zeitschrift geht vom 1. Januar ab in meinen Verlag über, mit neuen Herausgebern und einem erweiterten Mitarbeiterstab.
Da die Mitarbeiter ihren Wirkungskreis an den verschiedensten Orten, im Pfarramt und im Lehramt, in der Großstadt, in der Kleinstadt, auf dem Dorfe haben, glaubt „Christentum und Wirklichkeit" in seiner neuen Gestalt aufgerufen zu sein, die verschiedenen Ansprüche zu vernehmen, denen sich die Kirche heute gegenübersieht. Denn kirchliches Denken und Gemeindeempfinden zu pflegen, darauf kommt es diesem Kreis vor allem an, und zwar ein solches, das nicht mit staatlichen und gesellschaftlichen Rücksichten und Gewohnheiten verflochten ist und sich immer erneut von seinem Ursprungsort, dem Neuen Testament, prüfen und bestimmen läßt.
„Christentum und Wirklichkeit" sieht in dem reformatorischen Verständnis des Evangeliums die tiefste Erkenntnis der Gesamtwirklichkeit des Lebens und wird bemüht sein, von dieser Stellung aus in den Erscheinungen und Bewegungen der Zeit Richtung und Weisung zu geben, dem nach wahrhafter Frömmigkeit verlangenden Glied der Kirche, wie dem fragenden Menschen der Gegenwart überhaupt. Über die engeren Grenzen der einzelnen Landeskirchen hinaus soll die bodenständige Eigenart mit kirchlicher Weitschaft verbunden und auf diese Weise eine Querverbindung geschafft werden durch die deutschsprechende christliche Kirche der Reformation.
Neben laufenden Berichten über die aktuellen Erscheinungen und Bewegungen des kirchlichen und geistigen Lebens werden die einzelnen Hefte biblische Betrachtungen, Aufsätze über die die Gegenwart bewegenden Fragen, Empfehlung wichtig erscheinender Bücher und dgl. bringen.
Wir brauchen nötiger als je Kirche, nötiger als je Gemeinde, nötiger als je ergriffenes Einzelleben. Daß uns diese im Bereich unserer evang. Kirche geschenkt werden und daß sie sich unter uns finden möchten, dafür will dieses Blatt sich einsetzen in einer Zeit größter und wichtigster Entscheidungen.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

ZUM GOETHEJAHR 1932

Bielschowsky-Linden

Goethe

Sein Leben und seine Werke. Durchgreifende Neubearbeitung

143.—147. Tausend. 2 Bände mit über 1000 Seiten gr.-8°. I. Band: Geheftet M 6.—, in Leinen M 9.—. II. Band: Geheftet M 8.—, in Leinen M 11.—. Beide Bände in Halbfranz handgebunden M 38.—

H. Jantzen in „Muttersprache" (Zeitschrift des deutschen Sprachvereins):
„Walther Linden hat seine große und überaus schwierige Aufgabe glänzend gelöst. Im ganzen genommen wirkt das Werk wie aus einem Guß, und es ist wieder geworden, was es vordem war: die beste Einführung in Goethes Leben und Schaffen. Es zeigt uns den Menschen und den Dichter in seinem Wesen und Werden, es vermittelt das Verständnis seiner Werke und bildet eine sichere Grundlage für noch weitere Beschäftigung mit ihnen. Es ist das Goethebuch für alle gebildeten — noch nicht überbildeten — Kreise unseres Volkes und vor allem auch für das junge Geschlecht, das sich dem Meister in Ehrfurcht nahen und ihn ernstlich verstehen lernen will."

Alt-Weimars Abend

Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse der Gräfinnen Henriette, Caroline und Julie Egloffstein. Herausgegeben von
Hermann Freiherrn von Egloffstein.
Mit 8 Tafeln. VII und 624 Seiten 8°. Geheftet M 8.50, in Leinen M 12.—

Wolfgang Goetz in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung":
„Man kann dieses Buch nicht dringend genug empfehlen. Wir werden mit kräftigster Anschaulichkeit in den Kreis Goethes und der Goethe-Ideen getragen und jene bekannten und teuren Gestalten, wie der Kanzler Müller, der junge Schopenhauer, die Großherzogin und all die unzähligen werden in der Darstellung feinsinniger Frauen lebendig . . . Wir rühmen dieses Buch, weil es zeigt, wie deutsche Menschen leben konnten."

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

Die Christliche Welt

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 1 — Gotha, 2. Januar 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Horizont [Sp. 1] — Was verlangt die gegenwärtige Not von uns [Sp. 2] — Wirtschaftsnot und Sozialpolitik Sp. 5] — Goethes religiöses Vermächtnis [Sp. 11] — Goethe als religiöser Denker [Sp. 20] — Hymne an Varuna [Sp. 23] — Jahresversammlung der Ostasienmission [Sp. 24] — Dr. Dinters Geistchristentum [Sp. 26] — Bücher und Schriften: Natur und Glaube (Stählin); Jedermanns Lexikon (Spiero); Einleitung in das Neue Testament (Jülicher); Farbig und Weiß (Mensching); Die Mietskaserne (Roth); Das Wort Gottes im Gottesdienst (Duhm); Brannte nicht unser Herz (Tügel); Die Heilung durch den Geist (Zweig); In ernster Weltstunde [Sp. 31] — Neue Veröffentlichungen des „Bücherkreises" [Sp. 36] — An die Leser [Sp. 37] — An Martin Rade [Sp. 37] — Geschichten zum Nachdenken [Sp. 39] — Aus der Dorfkirchenbewegung [Sp. 40] — Vom Tage [Sp. 44] — Chronik [Sp. 46] — Verschiedenes [Sp. 48] — Versammlungskalender [Sp. 48] — Anzeigen

Horizont

Siehe gen Himmel und zähle die Sterne.
1. Mos. 15, 5

Der Erdbewohner, an der Schwelle des neuen Jahres, der keinen Weg vor sich sieht, tut gut, nach den Sternen zu blicken. Sind es für ihn nur Sterne, glänzende Lichter, so mag er doch staunen über das unermeßliche leuchtende Heer, und es mag ihm in all seiner Naivität eine Ahnung davon kommen, daß er nur ein ganz kleiner Teil einer unbegreiflichen Daseinswelt ist. Hat er die Bildung, zu wissen, was die Sterne sind, so wird sein Staunen noch größer sein, so groß von Rechts wegen, daß er sich selbst für eine Weile ganz vergißt. Sich und die kleine Erde, auf der er wohnt. Aber dann fällt ihm seine Erde doch wieder ein und daß er auf ihr wohnt, und daß es nur auf ihr Menschen gibt, und was das nun eigentlich soll. Als Kopernikus zu lehren anfing, daß nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne sich bewege, da wurde der Mensch mit all seiner Unheils- und Heilsgeschichte aus dem Mittelpunkte des Universums hinausgeschleudert an die Peripherie. Aber wenn uns nun heutige Wissenschaft lehrt, daß schwerlich auf irgendwelchem Stern Wesen wohnen wie wir — werden wir dann nicht wieder in unsre Würde eingesetzt? Und unsre Mutter Erde dazu? Und mit welchen Gedanken schauen wir uns dann in die Sternenwelt hinein?

Was heute von neuem Astrologie über Beziehungen der Menschen- zur Sternenwelt zu wissen meint, können wir auf sich beruhen lassen. Es genügt die Astronomie. Heute für uns wie vor 144 Jahren für den großen Denker und Naturforscher, unsern Kant: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Ja, wenn ich den Gedanken noch weiter denke: ich, der Mensch, mit dem moralischen Gesetz in mir, inmitten dieses bestirnten Himmels, dieses unermeßlichen, von unzähligen mächtigen Welten ausgefüllten Universums — — Bewunderung, Ehrfurcht, Andacht, Anbetung!

Und nun soll ich auf meiner kleinen Erde unter diesem Sternenzelt, mit meinem moralischen Gewissen ausgestattet, meinen Weg finden. Und bleibt doch mein nächster Schritt ein Schritt ins Ungewisse. Wie wenn im unbekannten Hochgebirge die Nebel mich umwallen und ich weiß nicht, ob rechts oder links der Abgrund droht.

Es steht doch um uns anders, als wie für den Alpenwanderer im Nebelmeer. Einmal das moralische Gesetz in mir! Das ist schon etwas. In meiner Brust sind meines Schicksals Sterne. Und so ganz dunkel und nebelschwer darf es um uns niemals sein. Denn der Himmel liegt von Rechts wegen immer über uns klar und offen da. „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne!"

Wir dürfen nur nicht haften an unsern irdischen Hemmnissen und Sorgen. Christen müssen einen weiten Horizont haben. Bis an die Sterne weit! Darin muß unsre Ueberlegenheit zur Erscheinung kommen: daß wir dem nächsten Kleinlichen nicht unterliegen. Und was ist nicht klein, wenn wir es an den Sternen messen? Was ist nicht klein, wenn wir es an dem messen, das in Bethlehem und auf Golgatha geschehen ist? Was verliert nicht an Wichtigkeit, an Schrecken, an Druck und Zwang, an Leuchtkraft, wenn wir es im Universum schauen? Auch das Stück vaterländische Geschichte, das wir jetzt durchleiden — siehe da, auch das ist nur ein Glied in dem Verlauf der Menschheitsgeschichte, den Gott der Herr in der Gewalt hat, und in dem ebenso du wie dein Volk wie deine Erde wie das Himmelsheer darüber inbegriffen sind. Zu einer ewigen Harmonie.

Gott schenke uns und allen Verantwortlichen ein enges Gewissen — und einen weiten Horizont! R

Was verlangt die gegenwärtige Not von uns?

So oberflächlich das Warum sein kann, so ernst und notwendig ist das Woher und Wozu. Not läßt sich nur überwinden, wenn man ihre Ursache kennt. Sie läßt sich nur ertragen, wenn man ihren Zweck weiß.

Aber dies Kennen und Wissen braucht nicht rein verstandesmäßig erworben zu sein. Vielmehr: Das Woher und Wohin der Not werden wir stets nur mit tieferen Kräften der Seele erfassen können.

Wie will man den Ursprung der Not in eigener Schuld und in der Schuld seines Kreises und seines Volkes fassen, wenn man nur mit dem das Selbst so gern verteidigenden Verstande arbeitet? Nur Verantwortungsbewußtsein öffnet die dunklen Tore der Ursprünge. Nur die unglaubliche Zumutung, vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, ist zureichender Maßstab für die, die Jesu Leben miterlebt haben. Und nur in seiner Nähe hallt es tausendfältig von allen Wänden unserer Verantwortungskreise wider: Unsere Schuld! Zugleich mit der Antwort auf diesen Notschrei, ohne den er selbst gar nicht sich herauswagte: Der dir alle deine Sünde vergibt...

Aber auch das Wozu wird nicht anders gefaßt als mit dem geöffneten Herzen. Deshalb ist es so gut, Not an der Stätte größter Not mit Schwerbetroffenen zusammen zu erleiden, weil dann von selbst die Herzenstüren aufspringen. Und weil es seit Jahren mein Beruf ist, mein Hauptberuf, mit den Menschen von Berlin-Ost Not mitzuerleben, wage ich in schwerster Stunde ein Wort der Deutung zu sagen. Wozu die Not, die unser Volk, ja die ganze Welt betroffen hat, aber zu uns Deutschen offenbar besonders vernehmlich spricht? Oder sprechen sollte.

Meine erste Antwort ist: Weil das deutsche Volk die große Schule der Not, die ihm im Kriege gewährt war, so schnell wieder vergessen hat. Schon die verlängerte Kriegsnot hat uns, aufs Ganze gesehen, nicht leidensbereiter gemacht, sondern un-

geduldiger, genußsüchtiger, leidensferner. Niederlage und Drangsale aller Art haben wir gar nicht in Beziehung gesetzt zu unserer Schuld. Wenn es uns an Mitteln fehlte, haben wir trotzdem verbraucht, als hätten wir alles. Unsere Lebenshaltung haben wir — als Volk — nicht herabgesetzt, sondern erhöht. Das deutsche Volk, Großstadtvolk wie Landvolk, hat bis zu diesen neuesten Zeiten der Not eine viel höhere Lebenshaltung gehabt als seine Nachbarn im Westen oder im Osten. Jeder, der die Verhältnisse kennt, muß das bezeugen. Er muß es nicht zuletzt bezeugen von den kirchlichen Kreisen. Während im Osten Europas die Kirchen in äußerste Not gerieten und die Priester der Russischen Kirche buchstäblich hungerten, während in Frankreich die Geistlichen der protestantischen Kirchen ein bescheidenstes Leben führen mußten, galt es in Deutschland als selbstverständlich, daß in diesem Jahrzehnt nach dem Kriege, auch in der Zeit einer Verarmung der Welt, für die kirchlichen und geistlichen Bedürfnisse alles vorhanden war, reichlich vorhanden war. Wir müssen endlich spüren, daß die Weltnot, die mit dem Kriege in ein akutes Stadium getreten ist, Forderungen stellt, nicht zuletzt an den Christen. Wir müssen von einem verantwortungslosen Lebensstandard herunter. Wir müssen uns endlich zu den Niedrigen halten, wenn wir als Volk durchkommen wollen, wenn wir — ein Volk bleiben wollen.

Das ist die zweite Folgerung, die ich aus dem Erleben der großen Not dieser Tage ziehe: es ist nicht möglich für ein Volk, die Not so unterschiedlich zu kosten, wie das noch immer bei uns der Fall ist. Wenn in Zeiten höchster Not die Zahl der teuren Vergnügungsstätten, der kostspieligen Veranstaltungen noch wächst und mehr Besucher findet als zuvor, wenn in solcher Zeit die Einfuhrzahlen für gewisse Luxusartikel weiter steigen, wenn nach wie vor gewisse Genußmittel in viel stärkerem Maße verbraucht werden als in früheren Zeiten, wenn die Jahressumme der verkauften Zigaretten auf fünfzig Milliarden steigt, wenn die Lasten, die das deutsche Volk beim Kauf solcher Genußmittel freiwillig dem Ausland zahlt, die Reparationslasten um ein Vielfaches übersteigt, wenn wir deutschen Patrioten das alles tun, während gleichzeitig unsere arbeitslosen Brüder verhungern ... denn das ist heute der Zustand, und es ist eine Schande, daß es viele Deutsche noch nicht einmal wissen. Von diesen fünf Millionen Arbeitslosen sind Hunderttausende, die seit Jahresfrist sich in einem Zustand von Unterernährung befinden. Es sind vor allem die Kinder dieser Erwerbslosen, die wieder, wie einst im Kriege, in einen Zustand schwerer Unterernährung geraten. Es gibt Tausende von jungen Menschen, die heute nicht imstande sind, ihre Arbeit wieder aufzunehmen, weil sie durch die Zeit der Erwerbslosigkeit zu sehr geschwächt sind. Ich bin bereit, jedem deutschen Volksgenossen, der mich fragt, diese Fälle zu zeigen. Ich entsetze mich mit meinen Mitarbeitern in Berlin-Ost über die Tiraden der Aufrufe von Winterhilfe-Organisationen, die davon reden, daß Keiner zu hungern brauche. Der Arm der Hilfe reichte an die meisten unserer Nachbarn in Berlin-Ost gar nicht heran, wenn nicht unsere Nachbarschaft da wäre. Im Monat November hat die Winterhilfe unseres Stadtbezirkes, der fast 400 000 Einwohner zählt, darunter über 50 000 Erwerbslose, und zwar über 21 000 Wohlfahrtserwerbslose im Monat November, nur 20 000 Mark im Ganzen während dieses Monats zur Verfügung gehabt. Familien mit drei oder vier Kindern, die nur ihre 70 oder 80 Mark im Monat als Erwerbslosenhilfe erhalten, konnten keinen Pfennig von der Winterhilfe erhalten. So leben diese Familien mit allen Ausgaben einschließlich 25 oder 30 Mark Miete monatlich für 2.50 Mark täglich. Das bedeutet Hungern und allmähliches Verkommen. Und das, was wir, die wir mit diesen Menschen zusammenleben, nicht ertragen können, ist die Tatsache, daß in derselben Stadt ebenso viele Hunderttausende leben, die schlemmen, d. h. die viel mehr verbrauchen, als sie zu einem gesunden, ja bequemen Leben brauchen. Hunderttausende, die täglich so viel für ein Zuviel an Nahrung ausgeben, wie jenen andren Hunderttausenden am Notwendigsten fehlt. Das ist nicht nur für diese Notleidenden unerträglich, sondern auch für uns, die wir das mit ansehen. Das ist im Kriege für die Notbetroffenen nicht erträglich gewesen, das ist auch in der jetzigen Notzeit nicht erträglich. Das hat damals den Willen zum Durchhalten untergraben, das untergräbt heute, weil es eine so allgemeine Erscheinung geworden ist, noch viel allgemeiner den Willen zum Tragen des Schicksals. Und wenn bei denen, die von dieser Not am tiefsten betroffen sind, der Wille zum neuen System, der Moskauer Wille, zum beherrschenden Gedanken wird, vielleicht ist es bei uns keine weniger gefährliche Ueberzeugung: daß Gott jenen Zustand nicht zuläßt. Gott hat es in die Gesetze seiner Welt geschrieben, daß ein Volk, das so handelt, nicht bestehen bleibt. Und Christen, die das zulassen, sind in der Tat keine — Mitarbeiter Gottes.

Aber gerade dies, unser Anspruch auf Hausgenossenschaft und Mitarbeit in der Christusfamilie, verlangt von uns mehr. Nicht nur, daß wir die Schule der Not für uns bejahen. Nicht nur, daß wir das unterschiedliche Leben aufgeben. Wir müssen, wenn wir etwas vom Haus Gottes wissen, weitergehen in der Beantwortung des Wozu dieser Not: zum Aufbau hin.

Nach meiner Meinung sollte die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre Allen, die mit Ernst diese Notentwicklung beobachten, längst gezeigt haben, daß auf den bisherigen Wegen, auf den Wegen, auf denen auch die meisten Wirtschaftstheoretiker im allgemeinen so sicher gewesen sind, eine Behebung der Not nicht möglich ist. Immer stärker drängt es sich denen, die überhaupt noch lernfähig sind, auf, daß angesichts der Größe der Not ein viel gewaltigeres Zusammenraffen aller menschlichen Kräfte zur Ueberwindung der Not notwendig ist. So viele Dinge werden heute planmäßig betrieben und müssen planmäßig betrieben werden; nur die Ordnung der Wirtschaft des Volkes und der Weltwirtschaft betreibt man noch nicht planmäßig und ordnungsmäßig. Während des letzten Jahres haben erstaunlich viele Menschen in Deutschland begriffen, daß nur eine Planwirtschaft unser Volk und auch nur eine Planwirtschaft die Welt retten kann.

In Wahrheit ist ja eine solche Planwirtschaft auch schon längst im Anzug begriffen gewesen. Während sich der Kapitalismus noch hinter der alten Formel vom freien Spiel der Kräfte verschanzte, hat er in recht intensiver Weise die Zügel ergriffen. Ganz von selbst hatte die Getreidebörse der Welt ihre Macht aufgerichtet, ganz von selbst war auf den verschiedensten anderen Wirtschaftsgebieten ein Regiment der Mächtigsten durchgesetzt worden. Dieses Regiment, das ganz von selbst die Arbeitgeberinteressen vertrat, von den Arbeitnehmern aber und deren Organisationen mehr und mehr bekämpft werden mußte, war eine selbstverständliche Folge der Entwicklung. In vielen Ländern wurde ein gewisser Ausgleich erzielt. In einem anderen Lande ist aber das Interesse der Arbeitnehmer, d. h. das einseitige Interesse der Klasse, die auf alle Fälle ihre Ausbeutung verhindern will und kein anderes Ziel als die Aufrichtung dieser ausbeutungslosen Wirtschaft kennt, zur Herrschaft durchgedrungen. Heute sieht es so aus, als wollten die Reiche der Welt sich für das eine oder andere System entscheiden und früher oder später ihre Hilfstruppen zum entscheidenden Machtkampf gegeneinander loslassen. In Amerika wird das eine, in Rußland das andere System immer wirkungskräftiger gestaltet. Deutschland ist noch immer das Reich der Mitte geblieben. Nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht ist es der Kampfplatz jener beiden Systeme geworden. Das alte System hat seine Chancen gehabt, das neue noch nicht; aber beide Systeme sind auch noch nicht zu einer wirklichen Auseinandersetzung gelangt. Heute sollte nicht nur die Auseinandersetzung, sondern sogar die Verschmelzung gelingen. Das, was uns vorschwebt, ist, daß in Mitteleuropa Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich endlich zu dem Weg zusammenfinden, der allein in größter Not die Wirtschaft der Welt retten kann. Wie das geschehen kann, müssen wir den Wirtschaftstheoretikern und -praktikern überlassen. Daß aber in einer Zeit solcher Not wie der gegenwärtigen nur ein planmäßiger Kampf aller Beteiligten die Rettung bringen kann, wird heute Vielen immer sicherer.

Auch diese Erkenntnis vollzieht sich jedoch nicht auf dem Wege rein verstandesmäßiger Erörterungen. Abgesehen davon, daß die Theoretiker auf ihre alten Systeme festgelegt

sind, spricht der Vorteil des Einzelnen, verbunden mit dem Vorteil der Klasse, eine zu starke Sprache in allen verstandesmäßigen Erwägungen. In Zeiten wie den unsrigen gehört mehr Instinkt als Verstand dazu, um die Wege der Entwicklung zu verstehen. Und wiederum muß in diesem Instinkt die Verantwortung mächtig genug sein, um jene Hemmungen eigenen Vorteils und entsprechender Verstandesberechnung zu überwinden. Erkenntnisse, die längst schon im Unterbewußtsein des Volkes aufgetaucht waren, müssen nun ins Bewußtsein erhoben werden: Daß der Boden nicht einem Einzelnen gehören und nicht zum Schaden der Allgemeinheit ausgebeutet werden darf; daß die Bodenschätze in solcher Notzeit des Volkes der Gesamtheit gehören müssen; daß der Wohnungsbau eine Aufgabe des ganzen Volkes sein muß, dessen Vorteile auch wirklich Allen zugute kommen müssen; das sind Erkenntnisse, die tatsächlich heute im Gewissen der Menschen sich durchsetzen und geradezu nach einer Regelung im Leben des Volkes und der Völker schreien. Nicht anders steht es mit Fragen, die heute zwischen den Völkern verhandelt werden, zum Teil mit Fragen, die der Weltkrieg hervorgebracht hat: Daß nicht alle Lasten durch Jahrzehnte nur einem Volk aufgeladen werden können; daß der Wirtschaftsgang der Welt nicht eine so ungleichmäßige Verteilung der Lasten verträgt; daß die Wirtschaft die Kosten eines modernen Krieges nicht mehr bezahlen kann, daß aber noch weniger die Kosten eines modernen „Friedens" von der Weltwirtschaft getragen werden können; das alles sind auch Erkenntnisse, die im Gewissen aller Völker heute Gemeingut werden. Wenn ein Volk wirtschaftlich leidet, dann leiden die anderen Völker mit; jedes Volk wird früher oder später in das Verhängnis hineingezogen, wenn es nicht zu der richtigen Mithilfe, zum Ordnen der gemeinsamen Sorgen bereit war. Mit anderen Worten: die Weltplanwirtschaft ist ebenso im Anzuge, wie sich die Volksplanwirtschaft vorbereitet. Nur daß für die Weltplanwirtschaft das Problem der gemeinsamen Ordnung, d. h. also des Zusammenwirkens aller Parteien, noch schwieriger ist als im einzelnen Volk.

Freilich, wenn wir an unser deutsches Vaterland denken, will es uns manchmal scheinen, als seien in Deutschland die feindlichen Kräfte noch schwerer zu einigen. Irgendwelcher Haß zwischen den Völkern erscheint ja heute manchmal geradezu als ein Kinderspiel gegenüber dem, was wir an Parteienhaß im eigenen Vaterlande erleben. Und deshalb sei zum Schluß diese selbstverständliche Voraussetzung aller Neuordnung von Volks- und Weltwirtschaft noch einmal hervorgehoben: Unser Volk muß endlich in dieser Zeit größter Not lernen, daß weder sein Bürgertum noch sein Proletariat je aus der Not herauskommen wird, wenn nicht Beide den Weg gemeinsam herausfinden. Wenn uns solche Voraussetzungen unser Christentum nicht lehrt, dann sollte es unsere Vaterlandsliebe tun.

Berlin Friedrich Siegmund-Schultze

Wirtschaftsnot und Sozialpolitik

1

Das ist das Unheimliche an unserer Wirtschaftslage, daß wir nicht mehr eindeutig wie in Zeiten früherer Wirtschaftsnot fragen, wie wir die Folgen der Wirtschaftskrise und die Not der Betroffenen durch die Maßnahmen der Sozialpolitik lindern können, sondern daß Entwicklung und Charakter der Wirtschaftskrise uns auch zu der peinlichen Frage zwingen, ob wir nicht durch fehlerhafte Ausrichtung und Handhabung der deutschen Sozialpolitik zur Verschärfung der Wirtschaftskrise beigetragen haben und aus ihr in absehbarer Zeit nicht herauskommen können, wenn wir nicht auch eine Revision unserer Sozialpolitik vornehmen. Nicht bloß in dem Sinne, daß aus Mangel an Mitteln ein Teil des sozialpolitischen Leistungsaufwands wohl oder übel eingespart und abgebaut werden muß, sondern auch in dem viel bitteren Sinne, daß gewisse Funktionsbereiche unserer Sozialpolitik einer grundsätzlichen Prüfung auf ihre Zweckmäßigkeit und Umbaubedürftigkeit unterzogen werden müssen.

Es bedarf an dieser Stelle vor diesem Leserkreise keiner besonderen Ausführung darüber, daß Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Sozialpolitik nicht allein an ihren wirtschaftlichen Wirkungen oder gar nur an ihren augenblicklichen Störungsfolgen für gewisse privatwirtschaftliche Interessengruppen gemessen werden darf. Sozialpolitik ist ihrem tiefsten wahren Wesen nach eine ethische und kulturliche Kategorie für sich, die ihre Zielsetzungen und ihre Maßstäbe aus einer anderen Welt als aus der Marktgüterwirtschaft empfängt. Für die Sozialpolitik ist der beseelte Mensch als Träger der Gemeinschaftswerte das Maß aller Dinge. Da aber dieser Mensch aus Geist und Leib besteht und mit seinem ganzen Dasein in die marktwirtschaftliche Welt der kostenreichen Bedarfsbefriedigung bei knappen Mitteln verflochten ist, fußt auch die Sozialpolitik mitten in dieser Wirtschaftswelt, deren Produktions- und Verteilungsbedingungen, deren Preis- und Einkommensgestaltung sie immer bewußter so beeinflussen will, daß die wirtschaftlichen Schaffens- und Lebensverhältnisse für die große Masse der Menschen in Einklang mit der idealen Rangordnung sittlicher und kulturlicher Gemeinschaftsforderungen kommen.

Je mehr nun das sogenannte kapitalistische Produktions- und Verteilungssystem als „Schöpfer fluchwürdiger sozialer Zustände" gilt und der regulierenden Korrektur durch die Sozialpolitik für bedürftig erklärt wird, um so breiter hat sich aber sozialpolitischer Interventionismus direkt in volks- und privatwirtschaftliche Bereiche verstrickt. Und so ist schließlich, in dem Maße, wie die Hauptnutznießer der materiellen Früchte der Sozialpolitik ihre politischen Machtstellungen ausnutzen und den Staat zum „Beherrscher der Wirtschaft und der Gesellschaft", zum „totalen Staat" (im Sinne von Carl Schmitt) zu entwickeln trachten, die Sozialpolitik zu einem mitverantwortlichen, weil mitentscheidenden Faktor der Volkswirtschaft und der Wirtschaftspolitik geworden.

2

Die Sozialpolitik, die dereinst in ihrer klassischen Auffassung sittlich-humanitäre und volksgesundheitliche Ideen in das rationale Denk- und Handlungssystem der Wirtschaft hineintragen wollte, hat damals bei der Durchsetzung und Verwirklichung dieser Forderungen der nationalen Gemeinschaftskultur und Gesamtwohlfahrt am Erwerbswirtschaftssystem selbst nicht rütteln wollen, sondern nur seine Ratio durch vernunftvolle systematische Berücksichtigung jener bisher vernachlässigten humanitären Faktoren verbessern wollen. Seit dem Kriege aber hat die Sozialpolitik in Deutschland und in Italien — zum Teil auch in England — kaum in Frankreich, Belgien, Holland, Skandinavien und der Schweiz — eine grundsätzliche Frontänderung vollzogen, also nicht nur aus praktischen Bedürfnissen heraus, sondern prinzipiell, sofern die lautesten Rufer im Streit um die staatliche Sozialpolitik als maßgeblich gelten dürfen. Die deutsche Sozialpolitik ist vom heilenden und vorbeugenden neutralen Sanitätsdienst auf den Kampffeldern der Konkurrenz der kapitalistischen Marktwirtschaft zur bewußten offenen oder versteckten Mitbeteiligung am Kampfe der organisierten Arbeiterklasse gegen das bestehende Konkurrenz- und Erwerbssystem übergegangen. Die staatliche sozialpolitische Intervention hat dabei weit über die Arbeits- und Gesundheitsverhältnisse in den Betrieben hinaus auf den gesamten Arbeits- und Lohnmarkt, auf den Wohnungsmarkt, z. T. auf den Warenpreismarkt und ferner in die Steuer- und Zollpolitik und tief in die öffentliche Finanzwirtschaft von Reich, Ländern und Gemeinden eingegriffen.

Wer wie der Verfasser dieser Zeilen längst vor dem Kriege den Standpunkt vertreten hat, daß Sozialreform keine enge Ressortangelegenheit eines Arbeitsministeriums sein darf, das die Arbeitsbedingungen für sich „arbeitspolitisch" zu regeln sich befleißigt, sondern daß Sozialreform ihrem Wesen nach „soziale Politik" des ganzen Staates und der Gesellschaft sein muß, eine „Politik", die alle Felder unseres wirtschafts-, schul-, kirchen-, ja auch militärpolitischen Lebens mit den Gedanken und Forderungen sozialer Ethik zur Förderung der Gemeinschaftskräfte durchdringen soll, kann die festgestellte Ausweitung des

sozialpolitischen Einflußbereichs im Nachkriegsstaate auf die verschiedenen Markt- und Wirtschaftsgebiete grundsätzlich nicht beanstanden. Jedoch bleibt eins zu beachten, das den Sozialreformer alter Schule von den neuen Propheten der Sozialpolitik scheidet. Es kommt auf den Geist und die Zielsetzungen an, in dem die neue Sozialpolitik die Wirtschaft allerorten zu regulieren unternimmt: nämlich ob sie dabei die Entfaltung der kulturlich-sittlichen und der wirtschaftlich-produktiven Kräfte des Ganzen, dem die einzelnen Volksteile in einer bestimmten Wertordnung dienen, als Richtschnur verfolgt, oder ob um irgend eines Dogmas willen oder unter dem Machteinflusse irgend einer Klasse ein Wirtschaftssystem, das in seinen eigentümlichen Kampf- und Wertungsbedingungen den Anschauungen jenes Dogmas oder jener Klasse widerspricht, umgestaltet und durch ein anderes System nach dem Ideal dieser mächtigeren Klasse ersetzt werden soll. Nicht jede Umgestaltung, die den Interessen einer wenn auch breiten Klasse dienen soll, ist identisch mit der Kardinalforderung der klassischen Sozialreform, das Wohl des Ganzen zu fördern. Und auch derjenige, der auf kein System als angeblich bestes eingeschworen ist und die Unzulänglichkeiten und Mißbräuche des sogenannten kapitalistischen Wirtschaftssystems zur Genüge kennt, wird nicht ohne weiteres in den Uebergangsversuchen zu einem neuen angeblichen Idealsystem der Wirtschaft die Gewähr für das soziale Heil der Gesamtheit sehen, sondern wird abwartend und vergleichend nach den Früchten des neuen und des alten Systems fragen. Und da schneidet, rein sozialwirtschaftlich gesehen, das neue „sozialpolitische" Regulierungssystem der Wirtschaft (gegenüber dem alten sozial-reformerischen Sauerteig-Prinzip innerhalb eines noch überwiegend freien kapitalistischen Wirtschaftsgetriebes), bisher nicht eben günstig ab.

Das bisherige System der Kooperation von wirtschaftlicher und sozialreformerischer Ratio hat bis zum Kriege für das deutsche Volk als Ganzes, also einschließlich der millionenhaft anschwellenden Arbeiterklasse, in einer allerdings ungestörten längeren Entfaltungsperiode, bisher in der Geschichte der Zivilisation sozialwirtschaftlich Unerhörtes geleistet. Krieg und Inflation haben Vieles daran zerstört und sogar der alten gesellschaftlichen Struktur, die breiter sozialer Wohlfahrt den Halt gab, das Rückgrat geknickt, nämlich den Mittelstand oder, wie es die Engländer richtiger nennen, die mittleren Klassen zum Teil zerrieben oder ausgepowert. Dazu kam das agrarische Verhängnis, die durch irrige Parolen wissenschaftlicher Agrarpolitiker verschärfte Intensivierungstendenz in der deutschen Landwirtschaft gegenüber einer Revolution des Agrar-Weltmarktes mit all den schweren Folgen der Kapitalvernichtung und Ueberschuldung, so daß die bisher gesündeste Seite unseres sozialen Körpers wie vom Schlage gelähmt zur Zeit als Ballast an ihm hängt; dazu die Reparationen und die starke wirtschaftliche und politische Unruhe um die Erfüllung oder Abänderung der Tributverträge und die Zweifel, wie lange die deutsche Wirtschaft sie noch tragen könne.

Das war die ungeheuer schwierige Lage, die es zu meistern galt und in der nun mit einem von der neuen „Sozialpolitik" regulierten, ja stellenweise direkt beherrschten Wirtschaftssystem experimentiert wurde, zum Teil nur aus innerpolitischer Angst vor destruktivem Radikalismus, zum Teil aber bewußt im Sinne der Sozialversicherung (Art. 156 und 165 der Verfassung) durch die öffentliche Hand in Reich, Ländern und Gemeinden, durch die mannigfachen Gemeinschaftskörper, durch sozialpolitische Behörden, Institutionen und Organisationen aller Art und durch Begünstigung sogenannter „wirtschaftsdemokratischer" Gebilde. Das Uebermaß sozialpolitisch-organisatorischer und regulierender Durchdringung der Wirtschaft von der in fast allen Parlamentsparteien einflußreichen Arbeitnehmerklasse her begünstigte die organisatorische Gegenbewegung auf der Unternehmerseite in starken kapitalistischen Produktions-, Preis-, Absatzkontrollgebilden, die vielen modernen Sozialdogmatikern als eine durchaus notwendige Ergänzung des beabsichtigten „sozialpolitischen" Plansystems der Gemeinwirtschaft erscheinen; tatsächlich aber waren sie meist Gebilde, die zuerst ihre intensive Schuldigkeit im Interesse der kapitalistischen Organisatoren taten und die Preise des „gesicherten" Binnenwarenmarktes planmäßig auf die Löhne des ebenso „gesicherten" Arbeitsmarktes mitsamt ihren sozialpolitischen Versicherungszuschlägen und Arbeitszeitnormen „abstimmten". Auch versuchten frühzeitig manche sich schutz- und subventionsbedürftig fühlenden Unternehmergruppen aus der „sozialpolitischen" Wirtschaftspraxis für sich mit Nutzen zu lernen, d. h. nach einem bekannten Bonn Mot (von Professor Bonn) „ihre Gewinne zu privatisieren und ihre Verluste zu sozialisieren". Die Preise schraubten sich an den Löhnen, die Löhne an den Preisen und die Zinsen des (im Verhältnis zu der Bedürfnissteigerung, der öffentlichen Versorgung der Massen und ihrer scheinbar großen Kaufkraft sowie im Verhältnis zum Steuerhunger der öffentlichen Hand) immer unzureichenderen Eigenkapitals der Nation schraubten sich an Löhnen und Preisen gemeinsam empor. Deutschland wurde das Land des höchsten Zinsfußes in Europa. Und da es flott wirtschaftete, rationalisierte und durch den englischen Bergarbeiterstreik von 1926 begünstigt, eine imposante Mengenkonjunktur mit abnehmender Arbeitslosigkeit entwickelte, wurde es ein viel umworbenes Anlageland für die überschüssigen Kreditmengen des reicheren Auslandes, die die deutschen Banken in hitziger Provisionssucht lang und kurz, jedenfalls aber oft nicht weitsichtig, den bedürftigen deutschen Unternehmungen und vor allem auch der öffentlichen Hand und ihren „sozialpolitisch" orientierten Wirtschaftsschöpfungen und Trabantengebilden vermittelten. (Die geringere direkte Auslandsverschuldung der öffentlichen Körperschaften besagt nichts über die tatsächliche Herkunft der Kredite.)

So schwammen wir wieder einmal im Gelde, ohne immer zu berücksichtigen, ja es zu wissen, daß es teures Leihgeld des Auslandes war, womit wir bauten, rationalisierten, die Beamten überzahlten, die Sozialversicherung und Fürsorge ausweiteten. Kurzum, wir lebten, gemäß dem Evangelium der hohen Löhne, das uns die deutschen Gewerkschaftsführer und einige Gelehrte aus Amerika mitgebracht hatten, über unsere Verhältnisse. Der Ueberkonsumtion aller Lohn- und Preis- und Zinsempfänger und der mit Renten und öffentlicher Unterstützung Versorgten entsprach die Ueberweitung des Produktionsapparates, den die Unternehmer infolge der wachsenden Kostspieligkeit und Behandlungsschwierigkeit des gewerkschaftlich und arbeitsrechtlich gepanzerten Produktionsfaktors „menschliche Arbeit" immer lieber mit Kapital in Maschinenform anstelle von Arbeitern ausrüsteten. Für die freigesetzten Arbeiter aber sorgte die 1927 von einer vorwiegend deutsch-nationalen Regierung eingeführte gesetzliche Arbeitslosenversicherung, die auch die in 20jährigem Prozeß allmählich aufgebaute englische Arbeitslosenversicherung mit einem Schlage in vielen Punkten noch übertrumpfen sollte. „Deutschland sozialpolitisch in der Welt voran" — auch in quantitativer, materieller Hinsicht — war ja die Parole seit der sozialen Revolution.

Mit dem amerikanischen Börsenkrach, der zollpolitischen Absperrung der Fremdländer und der zunehmenden Last der Reparationstribute neben der zunehmenden Verzinsungslast für die ausländischen Kredite und dem Abebben neuer Kreditzuflüsse, die sich schließlich 1930, zumal nach der Wahl vom 14. September, in Kapitalflucht verwandelte, begann sich das wahre Bild unseres durch Fremdkapital und sozialpolitische Aufblähung der Einkommensumsätze künstlich aufgeschwemmten und durch zwangswirtschaftliche Organisationen öffentlicher und privatkapitalistischer Hand starr geschienten Wirtschaftskörpers zu enthüllen. Aber obgleich der deutsche Konjunkturrückschlag früher und schärfer als in anderen Ländern einsetzte und die Arbeitslosenziffern unheimlich rasch anschwollen, von ¾ Millionen Mitte 1928 auf 2¾ Millionen Mitte 1930, die Großhandelspreise gleichzeitig von 142 auf 125 fielen und auch der Lebenskostenindex seit Frühjahr 1929 allmählich absank, setzte die staatlich nach der gewerkschaftlichen Kaufkrafttheorie gesteuerte Tarifvertrags- und Schlichtungspolitik die tariflichen Stundenlohnsätze (nach dem gewogenen Durchschnitt für 18 Gewerbe) von 102 Mitte 1928 noch bis 107 (Mitte 1930) herauf. Die Einzelleistungen der Sozialversicherung waren bis zur ersten Notverordnung im Juli 1930, die die Krankenfürsorge zu beschneiden begann, auf voller Höhe gehalten, ja noch gesteigert worden, obgleich die Beiträge wegen ihrer starken,

den Nettolohn kürzenden Wirkung keine Steigerung mehr zuließen und die längst als kritisch erkannte finanzliche Tragkraft der verschiedenen Versicherungszweige nicht mehr länger gewährleisteten, so daß künstliche Stützungsversuche der Sozialversicherungskörper von außen her in Angriff genommen werden mußten. Die Invalidenversicherung schließt in diesem Haushaltsjahr mit einem Defizit von 250 Millionen Mark ab, die Unfallversicherung kann ihre teilweise bis zu 10 Prozent des Lohnes gesteigerten Umlageforderungen in manchen Unternehmerbezirken überhaupt nicht mehr hereinbringen. Die Knappschaftsversicherung deckt trotz erheblicher Reichszuschüsse ihre Ausgaben nicht mehr. In der Krankenversicherung leiden trotz der scharfen Beschneidung der Leistungen einzelne Kassen an den Folgen ihrer Großmannssucht in der Errichtung von „Sozialpalästen", die uns jetzt die Engländer, die Amerikaner und vor allem die sparsamen Franzosen bei den Schuldenabbürdungsverhandlungen unter die Nase reiben — neben unseren schönen, großzügigen Wohnungs- und Siedlungsbauten aus öffentlichen Mitteln. Die Arbeitslosenversicherung schließlich hat, nachdem der erste Einschränkungsversuch im Oktober 1929 sich als wirkungslos erwiesen hatte, die gesamten Reichs- und Gemeindefinanzen aus dem Gleichgewicht gebracht, da nach dem Versagen der Versicherungsmittel das Reich und in der Krisen- und vor allem der Wohlfahrtserwerbslosenfürsorge die Gemeinden die Lasten übernehmen mußten und heute trotz der Verdoppelung der Beiträge der Arbeiter und Arbeitgeber auf 6½ Prozent vier Zehntel aller Arbeitslosenfürsorgeaufwendungen überhaupt aufbringen. Auch die längst von Volkswirten befürchtete Entwicklung, daß die gemeinnützigen Wohnungsneubauten mit ihren subventionierten Trägern, den Baugenossenschaften vielfach notleidend werden müßten, weil die Mieten der schönen, aber überteuerten Bauten, trotz aller öffentlichen Milliardenzuschüsse, von vielen Mietern nicht länger gezahlt werden können, — ist nun leider Tatsache geworden.

Das traurige Fazit: die deutsche Nachkriegswirtschaft hat trotz aller „sozialpolitischen" und gemeinwirtschaftlichen Regulierungen, Zwangseingriffe und Kaufkraftstützungsversuche nicht vor dem Verfall in tiefste Not der Unternehmungen wie der arbeitenden Massen, der öffentlichen wie der privaten Finanzen durch den Druck von Ueberschuldung und weltwirtschaftlich-politisch ungünstigen Konstellationen bewahrt werden können; ja für einen Teil der öffentlichen Finanz- und Wohnungswirtschaft, die in den Dienst der Sozialpolitik ohne Rücksicht auf den Kostenaufwand und die Deckungs- bzw. Verzinsungsfragen gestellt worden ist und weithin wirkende Ausstrahlungen auf den Kapitalmarkt, auf die Zins- und Preis- und auch zum Teil auf die Lohnbildung, sowie auf die steuerliche Belastung gezeitigt hat, wird der sozialpolitische Motor und Regulator sogar direkt als Schädiger verantwortlich gemacht werden müssen, so hoch man auf der anderen Seite die menschlichen Wohltaten, die dieser Sozialaufwand vielen bedürftigen Arbeiterfamilien gebracht hat, veranschlagen muß. Da aber unzweifelhaft durch die Zerrüttung unserer öffentlichen Finanzen und die Ueberlastung aller Schichten der schaffenskräftigen Bevölkerung mit Abgaben aller Art zu Gunsten der Schwachen und Schwachgemachten unsere seit 1929 nicht mehr zu verkennende Wirtschaftskrisis nach Art, Tempo und Umfang (unabhängig von der Weltmisere und den Sünden kapitalistischer Spekulanten) verschärft worden ist, steht die auf diese Verschärfung entfallende Quote unserer Arbeitslosigkeit mit ihrem namenlosen menschlichen Elend als ein schlimmer Schuldtitel fehlgeleiteter Sozialpolitik jenem humanitären Fürsorge-Aktivum gegenüber. Was wir auf der einen Seite aus sozialpolitisch kurzsichtiger Dirigierung der wirtschaftlichen Mittel und Leistungen zu viel des Guten getan haben, rächt sich wirtschaftlich und menschlich — vielleicht sogar in doppelter Potenz an den Hunderttausenden, die durch die Finanzerschütterung schwach gemacht worden sind.

Der schwedische Sozialökonom Gustav Cassel, gewiß ein Freund deutscher Kultur, ist im Sommer 1931 in einem Aufsatz über die Einwirkungen der Sozialpolitik auf die Weltwirtschaftskrise (Svenska Dagbladet 19. August 1931) zu einem noch viel kritischeren Urteil über die ungünstigen Einwirkungen eines fehlerhaften sozialpolitischen Interventionismus gerade auf das deutsche Wirtschaftsleben gekommen, obgleich er die schweren Schädigungen der deutschen Lage durch die Tributzahlungen und den mit ihnen verbundenen ständigen Blutabfluß voll in Rechnung stellt. Ob Cassels schlimmes Wort, daß eine Sozialpolitik, wie sie von uns in unserer Lage getrieben sei, auf die Dauer *jeden* Staat zur Finanzkatastrophe bringen müsse, richtig ist, wollen wir nicht weiter erörtern. Aber es muß uns ernst zu denken geben, wenn wir auf England schauen und in dem fachmännischen Bericht des Committee on National Expenditure vom Juli 1931 lesen: „Die Enttäuschung vieler Hoffnungen auf wirtschaftlichem Gebiete verstärkte noch den Wunsch, Verbesserungen durch das Mittel politischer Betätigung zu erreichen, und infolgedessen haben alle Parteien unter dem ständigen Druck gestanden, als Preis für die politische Unterstützung ‚Reformen' zu versprechen: Diese ‚*Reformen*' *waren nichts als Privilegien oder Vorteile für bestimmte Klassen auf Kosten des allgemeinen Steuerzahlers.* Und die Kritik der finanzlichen Folgen dieser „sozialpolitischen" Förderung bestimmter Klassen aus öffentlichen Mitteln lautet: „In allen von uns genannten Fällen sind die *zukünftigen* Verpflichtungen größer als die *laufende* Belastung. ‚Im Ausmaße einer Summe von 20 Millionen Pfund Sterling im Jahre überlassen wir diese Kosten der Nachwelt.' Die Hauptvorschläge, die der Sparwirtschaftsausschuß macht, beziehen sich auf die sozialpolitischen Ausgaben, weil sich der Aufwand für social services gegenüber 1911 fast versiebenfacht hat. Von 96,5 Millionen Pfund Sterling Ersparnissen sollen allein 66,5 Millionen bei der Arbeitslosenversicherung eingeholt werden."

3

Die Sozialpolitik, die zumal in Deutschland nach dem Kriege bewußt darauf ausgegangen ist, die Volkswirtschaft zum Besten der wirtschaftlichen Wohlfahrt der breiten Massen zu durchdringen, hat sich gegenüber den stärkeren Faktoren und Triebkräften der öffentlichen und privaten Wirtschaft im In- und Ausland nicht als Retter erwiesen. Vielmehr hat sie infolge fehlerhafter Ueberspannungen nach einzelnen, wirtschaftlich bedeutsamen Richtungen hin manche schweren Nachteile gezeitigt und die Wirtschaftsnot des Ganzen und damit auch der Klassen, denen sie besonders dienen wollte, bis zu einem — allerdings unbestimmbaren Grade — wider Willen verschärft. Ohne einen Abbau der Sozialpolitik in ihren wirtschaftlichen Regulierungs- und Verteilungsbereichen wird die Wirtschaftsnot Deutschlands, deren entscheidende Wendung allerdings gegenwärtig von anderen Faktoren abhängt, nicht gebannt werden können.

Wenn die Wortführer der bisherigen Sozialpolitik den Kritikern, die immer wieder die Frage nach der volkswirtschaftlichen Erträglichkeit der sozialpolitischen Aufwendungen und Interventionen erörtert haben, den Vorwurf eines unerlaubten „Oekonomismus" auf sozialpolitischem Gebiete machten, weil Sozialpolitik eben keine ökonomische Kategorie und nicht nach wirtschaftlichen Maßstäben zu messen sei, so haben sie Richtiges und Falsches bedenklich vermengt. Eine Sozialpolitik, die bewußt auf eine Reform oder gar Umgestaltung der Wirtschaft abzielt, muß natürlich an ihren wirtschaftlichen Früchten gemessen werden. Sozialreform als solche muß sich eben nicht Sozialisierung oder Wirtschaftsdemokratie oder Abbau der Kapitalsherrschaft zum Ziele setzen, sondern sie soll von einem ethisch-humanitären Grunde aus die Ratio des Wirtschaftens (die eben das vernünftige Auswählen der höchsten Nützlichkeiten bei begrenzten Bedarfsbefriedigungs-Mitteln nach der Skala einer zeitgeschichtlich bedingten Wertordnung bedeutet) mit dem Gewicht der bisher nicht genügend beachteten sozialethischen und gemeinschaftsbiologischen Werte rechnen lehren, also die Qualitäten der Menschen über die Quantitäten des Wirtschaftens stellen. Solche Sozialreform wird besondere Maßstäbe verlangen, an denen ihre Brauchbarkeit zu ermessen ist. Aber so weit diese Sozialreform wirtschaftliche Mittel für die Anwendung ihrer Erziehungs- und

Nachhilfemethoden verwendet, ist eine Aufwandskontrolle auch dann unentbehrlich, wenn eine sehr begrenzte volkswirtschaftliche Kapazität die schärfste Ratio des Wirtschaftens zu einer sittlichen Pflicht gegenüber der Gesamtheit macht. Ob man dem „sozialpolitischen Wirtschaftsaufwand" dann „den wirtschaftlichen Wert der Sozialpolitik" als Aktivum in einer Art Bilanz gegenüber stellen will, wie es die „Gesellschaft für Soziale Reform" in ihrer jüngsten Schrift (bei Gustav Fischer, Jena, 1931) erneut versucht, wird bei den sozialpolitischen „Oekonomisten" nur Beifall finden. Die Pflicht zur Aufwandskontrolle wird jedoch dadurch nicht erledigt. Und den eigentlichen wahrhaft produktiven „Nutzen" der ethisch-humanitären Sozialreform für ein Volk kann man überdies niemals in einem begrenzten Zeitpunkt und niemals quantitativ wirtschaftlich messen.

Damit berühren wir den anderen entscheidenden Punkt, der für die Beurteilung der Zusammenhänge „Wirtschaftsnot und Sozialpolitik" ebenso wichtig ist wie die Betrachtung der objektiven wirtschaftlichen Zusammenhänge; nämlich die Frage, was die Nachkriegssozialpolitik gegenüber der Sozialreform der Vorkriegszeit für die Förderung der Gemeinschaftsgesinnung und der Gemeinschaftsenergien, für die Zufriedenstellung der Arbeiter mit ihrer wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Lage und in ihrem Verhältnis zur Arbeit, für die Verbesserung der menschlichen Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern und für die versöhnlichere Gestaltung der Verhältnisse zwischen den Klassen und Gruppen der Gesellschaft sowie für die Einordnung der Arbeiterklasse als konstitutives Element in den Staat und ihre Teilnahme an den Kulturgütern geleistet hat. Die Frage nach dieser „seelischen Dynamik" der modernen Sozialpolitik will also den Grad der Entfaltung der sittlichen Tragkräfte und sozialen Heilkräfte erfassen, von denen eine komplizierte moderne Gesellschaft innerlich lebt und mit deren Hilfe sie in erster Linie gesund bleiben kann. Denn mit mechanisch-quantitativen Regulierungen läßt sich nur das Materielle im Gesellschaftsgetriebe ordnen und die rechtliche Beziehungsregelung droht mit der Fülle der Paragraphen das Verbundenheitsleben zu töten, wenn kein Gemeinschaftsgeist die Buchstaben lebendig macht. So wird uns denn diese Frage nach der sittlich-seelischen Dynamik auch das ausschlaggebende Kriterium zur Beurteilung der Bedeutung der modernen Sozialpolitik für die Wirtschaftsnot liefern, nämlich dafür, wie diese empfunden und getragen wird. Not ist immer etwas Relatives, das durch Vergleichen meist erst Inhalt erhält, und ist vor allem etwas Subjektives, je nach dem Geisteszustand und der Kraft, mit der der Einzelne allein oder in einer Gemeinschaft dem Schweren gegenübersteht. Hat die moderne Sozialpolitik die sittlich-seelische und die volksbiologische Widerstandskraft der betroffenen Gruppen und der Gesamtheit gegenüber Wirtschaftsnöten gefestigt oder gemindert? Darüber wäre ein andermal zu reden.

Hamburg Waldemar Zimmermann

Goethes religiöses Vermächtnis

Aus dem Januar 1784 stammt ein Fragment Goethes mit dem Titel „Der Granit". Es verarbeitet reale geologische und kulturgeschichtliche Kenntnisse und ist doch keine trockene Fachstudie, geschrieben vielmehr in innerer Bewegtheit des Dichterherzens, das dem „ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohn der Natur" ehrfürchtig naht. Auf hohem nacktem Gipfel sitzend und weite Gegend überschauend, wird der Sinnende sich unmittelbar bewußt, auf einem Grund zu ruhen, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinabreicht.

Keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind *vor* allem Leben und *über* alles Leben.

Einsam wird ihm zumute; den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit öffnet sich seine Seele, und unwillkürlich hebt es in ihr an:

Hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer.

Hier spricht kein urteilender Verstand, ein Urlaut religiöser Ergriffenheit erklingt. Unwillkürlich formt sich das weihende Wort. Ein Opfer bringt es dem Wesen aller Wesen dar. In priesterlicher Handlung bricht urmenschliche Regung hervor. Wir erleben ein Urphänomen aller Religiosität: Goethe steht als *Priester* vor uns — als Priester, den es drängt, an würdigster, ehrfurchtumschauerter Stätte der Gottheit ein Opfer zu weihen.

Wir erinnern uns aus dem ersten Buch von „Dichtung und Wahrheit" einer ähnlichen Begebenheit in Goethes Leben und sehen den Knaben vor uns, der die besten Stücke seiner Naturaliensammlung auf den Stufen eines pyramidenförmigen Musikpultes aufbaut, Räucherkerzen an den Strahlen der Morgensonne durch ein Brennglas entzündet und diesen selbstausgedachten Kult eine Zeitlang betreibt. Es war eine Opferhandlung, dargebracht über dem Sinnbild der Welt von einem Gemüt, das im Symbol des verdampfenden Weihrauchs zum Schöpfer sich aufsehnt. Priesterliche Opferstimmung waltet schon hier.

In beiden Kultakten, dem jugendlichen und dem des Mannes, wirkte gewiß ästhetischer Sinn formgebend mit; doch nie war Goethe bloß Aesthet. In der Formbestimmtheit gab sich ein erfühlter Inhalt. Die Aesthetik der feierlichen Opferhandlung galt *wem*, und nicht nur einem weltanschaulich konstruierten Begriff. Eine objektive Wirklichkeit ward in lebendiger Beziehung dem Individuum gegenwärtig. Die priesterliche Handlung an sich verbleibt in der ästhetischen Sphäre; aber Goethe wächst darüber hinaus, sofern er Gott unmittelbar über sich, in sich verspürt. Daß dies der Fall ist, wird sofort klar, wenn wir eine Erinnerung Zelters, des Direktors der Berliner Singakademie, aus dem Jahre 1823 auf uns wirken lassen. Sie berichtet von einem Gespräch mit Goethe über Haydn. Dieser war einmal gefragt worden, warum seine Messen so fröhlich, fast lustig seien, und gab zur Antwort: „Weil, wenn ich an den lieben Gott denke, ich so unbeschreiblich froh werde." „Als ich dies Goethen erzählte", fährt Zelter fort, „liefen ihm die hellen Tränen die Wange hinab". Die hellen Tränen — worüber? Ueber das Zeugnis eines Anderen von der Liebe Gottes. Solche Tränen kann nur weinen, wer selbst die Regung der Gottesliebe in seinem Inwendigen verspürte. Wieder vernehmen wir einen unreflektierten Urlaut menschlicher Religion. Wie soll man ihn nennen? Wir könnten von „Mystik" reden, wenn das Wort nicht so abgegriffen wäre und in streng historischer Begrenzung nicht lediglich eine bestimmte Methode des Einswerdens mit der Gottheit, nämlich durch Askese und Ekstase, bedeutete. Aber es handelt sich hier ja keineswegs um das Bewußtsein wesenhaften Einswerdens mit Gott, sondern um ein Gefühl, das auch bei grundsätzlichem Abstandsbewußtsein möglich war. Goethes Frömmigkeit zeigt nicht den mystischen, sondern den Ehrfurchtstyp, wie uns aus den „Wanderjahren" geläufig ist. Das goethische Gottgefühl weist freilich einen solchen Temperaturgrad auf, wie er uns nur in Virtuosen der Gottesliebe, in Augustin oder einem Staupitz, von dem Luther sein Allerbestes empfing, begegnet. Der Goethe, der dort vor Zelter weinte, vergoß Tränen des Reflexes der Gottgeliebtheit; wir sehen ihn hier wie in anderen Szenen, die uns überliefert sind, kurzweg als *Gottgeliebten*.

Zum Priesterlichen in Goethe, zum Spiegel der Gottesliebe kommt eine dritte Beziehung zum Göttlichen, die wir wahrnehmen. Im April des Jahres 1831 ließ sich ein kecker Theologiekandidat, der Schweizer Johann Jakob Schmied, auf der Durchreise durch Weimar bei Sr. Exzellenz melden. Es schlug ihm doch das Herz, als er vorgelassen wurde, und vor der gewaltigen Stirn des Olympiers versagte ihm zunächst das Wort zu der wohlpräparierten Anrede. Ihn überwältigte, wie er der Schwester schreibt, der Augenblick, da es ihm vergönnt war, vor dem zu stehen, der als Stern erster Größe der Menschheit voranleuchte und den Pfad zu ihrer Bestimmung erhelle.

Knüpfen sich nicht an den Namen Goethe alle die Ideen, zu deren Entwickelung und Realisierung der Mensch geboren ist? Gibt es

ein Gefühl, das er nicht fühlte, ein Gut, das er nicht suchte, eine Lebenswahrheit, die nicht vor sein Bewußtsein trat und sein Eigentum wurde? Und ist nicht er es, aus welchem Tausende von edlen Menschen die Befriedigung ihrer höchsten Bedürfnisse schöpfen? Diesen Mann zu sehen . . . und mit Liebe behandelt zu werden, das ist ein Glück, welches unter Millionen kaum Einem vom Vater gegeben ist.

Es entspann sich ein mehr als halbstündiges Gespräch über den „Faust", dessen Eindruck auf seine Seele der Jüngling mit Wärme schilderte. Er sah in den Augen des Greises Tränen der Rührung schimmern, und ihm war, als ob „der Sohn Gottes" zum dritten Mal in sein Gemüt herabsteige. Zum ersten Mal sei es geschehen, als er vor dem Konfirmationsaltar kniete, das zweite Mal in den Augenblicken, da er das Stillgebet auf der Kanzel vor seiner ersten Predigt tat. Hier ward Goethe von einem schwärmenden Jüngling empfunden als vicarius Dei, Stellvertreter Gottes, als Mittler. Und diese Empfindung blieb nicht einseitig im Herzen des enthusiastischen Besuchers. Der Funke sprang über in Goethes Seele: beim Abschied faßte er des jungen Theologen Rechte in seine beiden Hände und sprach feierlich: „Leben Sie wohl, geleitet von Gott und Ihrem Genius des Guten!" Damals klang wiederum ein Urlaut edel-menschlicher Frömmigkeit durch das Herz des Weisen von Weimar. Wie ihn der Fremde empfand, so empfand er sich selbst in seinem Innern: als Prophet des Höchsten. Ein Wort des Segens sprach er an Gottes Statt, unmittelbar durchbebt vom Hochgefühl, Gottes Bote zu sein an einen Anderen und von diesem als solcher verstanden, erlebt zu werden. Aehnlich hat ihn einmal (1804) der jüngere Voß erschaut, wie er bei religiösem Gespräch sich rückwärts lehnte und mit unbeweglichem Blick, vom Irdischen weggewandt, das Höhere und Unnennbare suchte. „Mehr als ein Mensch, ein wahrhaft überirdisches Wesen" — so ist er damals dem Partner erschienen.

Goethe der Priester, Goethe der Gottgeliebte, Goethe der Gottesbote — so steht er vor uns, durchklungen von Urlauten religiöser Existenz. Dieser Mann war so erfüllt von einem Grundverhältnis zum Ewigen, daß es sich wohl lohnt, seinem religiösen Vermächtnis zu lauschen.

Es ist nicht unsere Absicht, in wohldisponierter Zitatenreihe ein Bild von den theologischen oder religionsphilosophischen Gedanken und Urteilen Goethes zu gewinnen. Vielmehr wollen wir ihn beobachten in der Eigenart, dem Eigenwuchs und der Eigenkraft seiner religiösen Haltung. Dies wird uns am ehesten gelingen, wenn wir ihm dort zu nahen suchen, wo er nicht zu lehren sucht, wo er überhaupt kaum reflektiert, sondern ungewollt von dem Kunde gibt, was an religiösem Gut wirklich in ihm lebt. Wir halten uns am besten an die unbeabsichtigten Aeußerungen seiner Gefühlswelt, sozusagen an das, was zwischen den Zeilen steht, und ganz besonders an das in solchen Situationen Gesagte, die keine unmittelbare Nötigung zu religiösem Sichaussprechen enthielten. Die bisher angeführten Situationen hatten bereits das gemeinsam, daß den dort entquollenen Regungen das Moment der Absichtlichkeit fehlte. Wir fahren in dieser Methode[1]) fort, indem wir den folgenden Darlegungen ein Wort aus einer Dichtung zu Grunde legen, in der gewiß Niemand die bei aller Kürze umfassendste Aeußerung der goethischen Weltanschauung erwartet. Es ist das Vorspiel zur Eröffnung des weimarischen Theaters am 19. Sept. 1807. Im Krönungsornat tritt „die Majestät" auf; sie redet vom dunklen Walten der Natur, das Bergreihen schuf, Felsen türmte und heilig ruhenden Wald gepflanzt hat. Aber des edlen Menschen Meisterhand darf tausendjährige Schöpfung zerstören; denn zu neuem Schaffen liegt alsbald das Zerstörte, gefällte Bäume und zerborstene Felsen, bereit. Neue Form entspringt, wenn nach Winkelmaß und Schnur Steine sich reihen und höher wachsen. Neuer Kunstwald hohen Giebels hebt sich in die Lüfte, und der Meister des Baus wird zum Abbild des Weltbaumeisters. Ein Gleiches gilt vom bescheidneren Tun des Arbeiters am Webstuhl. Auch er ist Schöpfer, und die Gottheit lächelt freundlich seinem Fleiße zu. Und nun die Verse, die das Wirken der Natur und der Menschenkraft in sinndeutender Synthese zusammenschauen:

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.

I. Das Urlicht

Die wirkende Natur und der wirkende Menschengeist sind beide Abglanz des Urlichts. Was ist unter dem „Urlicht" zu verstehen? Nahe liegt es, an die Sonne zu denken. Goethe hat sie hoch gepriesen, die mächtigste Offenbarung des Höchsten genannt, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt sei, hat in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes angebetet, durch die allein wir leben, weben und sind samt allen Pflanzen und Tieren (zu Eckermann am 11. März 1832). Aus dem „Prolog im Himmel" klingen uns die Verse Raphaels in der Erinnerung: „Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke" usw. Aber von der Sonne könnte es nicht heißen, daß sie „unsichtbar" alle Welt erleuchte. Unwillkürlich durchblitzt uns die aus dem Kirchengesangbuch geläufige Unterscheidung zwischen geschaffenem und unerschaffenem Licht.[2]) Ein unsichtbares Urlicht ist keine bloße materielle Erscheinung; der Ausdruck weist ins Uebersinnliche. Und doch handelt es sich nicht um eine rein metaphysische Größe. Unserem Verständnis kommt die Rolle zu Hilfe, die der Begriff des Urtümlichen in Goethes Denken gespielt hat. Er redet von einer Anzahl der „Urphänomene"; Urpflanze, Urtier, Urreligion u. a. gehören darunter. In diese Klasse ist das „Urlicht" einzureihen. Was hat es nun mit den Urphänomenen für eine Bewandtnis?

1. Das Urphänomen ist kein zeitlicher Begriff. Nicht um Stammformen handelt es sich, aus denen die Erscheinungen einer späteren Entwicklungsreihe abzuleiten wären, wie etwa Affe und Mensch aus einem gemeinsamen Ahnen nach der Deszendenztheorie, vielmehr um Grundformen, die in allen Gestaltungen bestimmter Organismen zum Ausdruck kommen. Der Begriff Urphänomen bezeichnet das Wesenhafte in einer Fülle wesensverwandter oder wesensgleicher Erscheinungen.

So ist die „Urpflanze" Blatt. Die Mannigfaltigkeit des botanischen Gartens zu Padua hatte im Herbst 1786 die Frage in Goethe erweckt, ob sich nicht alle Pflanzengestalten aus einer entwickeln ließen, und bereits im darauffolgenden Mai brachte Neapel die bejahende Antwort in dem Sinne, daß die Pflanze ihrem Wesen nach immer nur Blatt sei. Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, die verschiedensten Hüllen und, was sonst an der Pflanze bemerkt werden mag, seien alles identische Organe. Ebenso ist das „Urtier" in der goethischen Begriffswelt keine primäre Erscheinung, die sich in weiteren Gestaltungen fortgepflanzt hätte, sondern ein osteologischer Typus. Nachdem er im Frühjahr 1784 den nach damals herrschender Meinung auf das Tier beschränkten Zwischenknochen, das sogenannte os intermaxillare, auch in der oberen Kinnlade des Menschen entdeckt und darüber einen Jubel empfunden hatte, daß sich ihm „alle Eingeweide bewegten",[3]) weitete sich ihm der Gedanke der Verwandtschaft des Menschen mit den Säugetieren zu der These, die ihm 1790 auf den Dünen des Lido bei Venedig an einem glücklich geborstenen Schafschädel aufging: daß sämtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen sich gebildet und mithin alle Wirbeltiere durch ein einheitliches Skelettgerüst verbunden seien. Dies Skelettgerüst ist mithin das Wesenhafte des tierischen Körpers, das „Urtier".

Kommen wir zum Begriff einer „Urreligion", so springt uns als höchst instruktiv ein Unterschied von der Anschauung Lessings in die Augen. Dieser hatte in dem der Zeit vor 1760 angehörenden Fragment „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion" eine angeborene Naturreligion an den Anfang gestellt, die aus den würdigsten Begriffen von Gott und

[1]) Diese habe ich bereits in meiner Schrift „Goethes Religiosität" (Tübingen, Mohr 1910) anzuwenden und zu begründen gesucht.

[2]) Es sei erinnert an die 4. Strophe von Johannes Scheffl ers „Ich will dich lieben": . . . „und liebte das geschaffne Licht", sowie an Knorr von Rosenroths „Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte".

[3]) Brief an Charlotte von Stein am 27. März 1784.

steter Rücksichtnahme darauf in allen Gedanken und Handlungen bestanden habe. Allein das staatliche Zusammenleben der Menschen konnte sich bei der Verschiedenheit der Anlagen des Individuums nicht an der Unbestimmtheit der natürlichen Religion genügen lassen, sondern bedurfte der Festsetzung konventioneller Begriffe und Formen, die ihre Erfinder unter den Schutz angeblicher göttlicher Offenbarung stellten. Die natürliche Religion wird hier als ein zeitlich Ursprüngliches betrachtet, die positiven Religionen als Folgeerscheinungen, alle gleich wahr, sofern die konventionellen Zusätze sich als notwendig für die Gemeinschaftsbildung herausstellten, und alle gleich falsch, indem das Konventionelle sich über das Wesentliche schwächend oder gar verdrängend erhob. Die beste der geoffenbarten oder positiven Religionen sei die, welche die wenigsten Zusätze zur natürlichen enthalte. Soweit Lessing. Für Goethe bedeutete der Begriff Urreligion nicht den Anfang einer Entwicklung, sondern einen seelischen Typus, der in allen religiösen Gestalten sich auswirke und andaure, solange gottbegabte Wesen vorhanden seien. Rein präge er sich nur in Auserwählten, viel zu hoch sei er und edel, um allgemein in die Erscheinung zu treten. Verbreitet zeige er sich bloß in den Trübungen der Kirchenreligion, einem Typus mehr menschlicher Art, im Wandel begriffen, aber auch in seiner Art dauernd, solange schwache menschliche Wesen vorhanden sein werden. Die Kirche dämpfe, ermäßige das Durchschnittsaugen unerträgliche Licht göttlicher Offenbarung und tue damit Allen wohl. Diese Ausführungen, die nebenbei bemerkt das beinahe einzige anerkennende Votum für die Notwendigkeit der Kirche enthalten, finden sich im Gespräch mit Eckermann vom 11. März 1832 aufgezeichnet. Ihnen zufolge deutet der Begriff der Urreligion nicht auf eine zeitlich ursprüngliche Erscheinung, sondern auf ein der reinen Menschennatur Wesentliches, das in den geschichtlichen Konfessionen nur abgeblendet zum Ausdruck komme.

2. Die Urphänomene bedeuten also Grunderfahrungen des denkenden Menschen. Ueber ihnen liegt nichts in der Erscheinung. Aber man vermag von ihnen stufenweise bis zum gemeinsten Fall der täglichen Erfahrung herniederzusteigen.[4]) Ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben, ist z. B. der Magnet,[5]) ist die Tatsache, daß helle Farben, durch trübes Licht gesehen, gelb wirken, während dunkle Farben durch eben solches Medium blau erscheinen,[6]) ist endlich der Charakter des Menschen. Unter den „Urworten Orphisch" (1816) findet sich der „Daimon" übertitelte Vers, dem wir die Beschreibung sozusagen eines Ur-Ich entnehmen dürfen:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So mußt du sein; dir kannst du nicht entfliehen —
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten.
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Es ist vom Charakter, von der geprägten Form des Einzelmenschen, als einem Urphänomen, die Rede, das durch alle Entwicklungsstadien hindurch als dauernder und lebendiger Faktor schimmert. Es läßt sich auch dies Phänomen nicht enträtseln; der Dichter nimmt es als eine Tatsache hin. Denn auch der Hinweis auf die gesetzmäßig fortwirkende Planetenkonstellation der Geburtsstunde will keine Erklärung sein für das Phänomen des Ur-Ich. Die astrologische Herkunft gehört in die angenommene Tatsache mit hinein. — Diese Urphänomene allesamt stellen ein Grenzland dar. Noch gehören sie der empirischen Welt an, und doch schimmert bereits ein metaphysisches Moment herein. Der Naturforscher begnüge sich darum mit dem Erstaunen und lasse die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit dastehen.[7]) Sie bedeuten ein Letztes und Höchstes, zu dessen Konstatierung der Menschengeist gelangen kann. Nur das Kind dreht den Spiegel um, zu sehen, was auf der anderen Seite sei.[8]) Hier wird der Doppelcharakter des Urphänomens deutlich: es hat eine für uns faßliche und brauchbare Seite, aber auch eine uns verschlossene, die nicht für uns fruchtbar werden kann. Der Weise resigniert an den Grenzen. Urphänomene sind Stätten der Resignation; es bleibt freilich ein großer Unterschied, ob ich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb der Beschränktheit meines bornierten Individuums.[9]) So wird der Hochgedanke möglich vom Glück des denkenden Menschen, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.[10]) Stört die Urphänomene nicht in ihrer göttlichen Einfalt, lautet die Warnung der goethischen Sophrosyne, durch unnütze Versuche, etwa okkultistischer Art, über die geschlossenen Grenzen des Diesseits hinauszudringen.[11])

3. Hinter den Urphänomenen steht unmittelbar, wenn auch unschaubar, unfaßbar — doch dem Gottbegabten spürbar, die Gottheit selbst.

> Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag.[12])

Teile — nur Teile, in den Urphänomenen treten sie ihm entgegen. Nach drüben ist die Aussicht verrannt; aber wir können nicht anders, als jenseits der Grenzen die Gottheit gegenwärtig zu ahnen. „Hinter den Urphänomenen glaubt man sie zu gewahren." [13])

4. Wie gelangt der Mensch zum Erlebnis des Urphänomens? Der Verstand reicht nicht hinauf; nur die höchste Vernunft rührt an die Gottheit, die sich in physischen und sittlichen Urphänomenen offenbart.[14]) Zwischen Verstand und Vernunft waltet demnach im goethischen Denken ein fundamentaler Unterschied.[15]) Der Verstand vermag sich nur mit Erstarrtem, Gewordenem zu beschäftigen; er ist das Organ für die Zergliederung toter Gegebenheit. Das Organ aber zur begreifenden Schau des Lebendigen und Schaffenden nennt Goethe „Vernunft". Nicht bloß einen Grad- oder Stufenunterschied erblickt er zwischen beiden, sondern eine Wesensdifferenz: Verstand tritt nur gegenüber der Sphäre des Abgeschlossenen in Aktion, Vernunft im Angesicht des Werdenden. „Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, nicht im Toten; im Werdenden und sich Verwandelnden, nicht im Gewordenen und Erstarrten." Der Vernunft ist eine Tendenz zum Göttlichen eigen, sie erfüllt ihren Sinn in der Berührung mit den Urphänomenen an der Schwelle zur Gottheit selbst. Schiller hat in jenem für die Genesis der Freundschaft mit Goethe grundlegenden Jenaer Gespräch[16]) vom Juli (zwischen 20. und 23.) 1794 die goethische Darlegung der Metamorphose der Pflanzen mit dem Einwand beantwortet, das sei keine Erfahrung, sondern eine Idee. Goethe erwiderte im Augenblick etwas pikiert: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Meinte er doch, 1787 in Palermo die sinnliche Form der übersinnlichen Urpflanze gefunden zu haben. Allein er hat aus der Skepsis Schillers gelernt. In einem Gespräch mit Eckermann am 16. Dezember 1828 lesen wir, daß nur der theoretische Geist fähig sei, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden. Nur vom Ganzen in die Teile führt der Weg der tieferen Erkenntnis. Das Ganze aber findet nur der intuitive Blick der Vernunft. In diesem Sinn gilt das Wort: „Alles Faktische ist bereits Theorie." [17]) Das soll heißen: Das Einzelfaktum gewinnt nur Sinn in einer Gesamtschau des Lebendigen. Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft tausende wert ist und

[4]) Entwurf einer Farbenlehre, 1810. § 175, 177.
[5]) Sprüche in Prosa. Ueber Naturwissenschaft; I. 1823.
[6]) Zu Eckermann am 18. Febr. 1829 und 23. Febr. 1831.
[7]) Farbenlehre (s. o.).
[8]) Zu Eckermann am 18. Febr. 1829.
[9]) Sprüche in Prosa. Ueber Naturwissenschaft IV.
[10]) Ebenda V.
[11]) Zu Falk am 25. Jan. 1813.
[12]) Zu Eckermann am 23. Febr. 1831.
[13]) Ebenda.
[14]) Zu Eckermann am 13. Febr. 1829.
[15]) Ebenda.
[16]) In Schillers Haus nach beiderseits angehörtem Vortrag in der naturforschenden Gesellschaft.
[17]) Sprüche in Prosa. Ueber Naturwissenschaft IV.

sie alle in sich schließt, wird nichts Nützliches und Erfreuliches zu Tage fördern.[18]) Wie aber soll ich dieses Wertes bewußt werden, wenn nicht auf Grund einer universellen Schau, einer das Ganze umfassenden, wenn auch nur ahnungsvollen Theorie?

Das Urlicht, von dem jener Vers im Theatervorspiel von 1807 redete, ist nach all den Darlegungen über den Begriff des Urphänomens nicht identisch mit Gott. Es gehört noch in die Erscheinungswelt, befindet sich aber an der Grenze, hinter der unmittelbar die Gottheit geahnt wird. Zwischen der materiellen Welt und der Sphäre der Gottheit steht das Reich der Urphänomene als ein Mittleres gleich dem Engel Jahwes im Alten Testament, der Weisheit des Spätjudentums und dem Logos der Hellenisten, als die uns zugewandte Offenbarungsseite Gottes im Unterschied von dem, was er an und für sich ist. Goethes Gottdenken hielt sich immer an dies Medium. Ihm ward nur wohl im Anschauen seiner Werke. „Während er dich", schrieb er an Jacobi am 5. Mai 1786, „mit der Metaphysik strafte, hat er mich mit der Physik gesegnet". All das Geschaute ist freilich nur Abglanz Gottes, nicht Gott selbst. Hier berührt sich Goethe mit einem sonst völlig fremdartigen Geist, mit Novalis, der in der „Christenheit oder Europa" (1799) die Mittleridee in ihren verschiedenen Spielarten als das Grundmotiv aller Religionen betrachtete und die Ineinssetzung des Mittlers mit der Gottheit selbst Götzendienst nannte.[19])

Von hier aus fällt erwünschtes Licht auf das Problem des goetheschen Pantheismus. Jener Besucher vom „Gesindel" der Berliner Frömmler wurde von Goethe laut seinem Brief an Zelter vom 31. Oktober 1831 bei seinem zudringlichen Versuch, Goethe auf den Pantheismus festzunageln, kurzerhand abgefertigt: er versicherte ihm „mit großer Einfalt", es sei ihm noch Niemand vorgekommen, der wisse, was das Wort heiße. Aber so äußerte sich doch nicht bloß vornehme Verschlossenheit gegenüber einem aufdringlichen orthodoxen Pietisten, sondern es war durchaus etwas Richtiges an der Scheu Goethes, sich auf den Pantheismus festzulegen, sofern er in der Tat ihn in der Form einer Identifikation von Gott und Welt entschieden ablehnte. Es sei kein Wert darauf gelegt, daß seine Dichtersprache zwischen personellen und neutrischen Wendungen wechselte. Bald sprach sie von Göttern, bald von dem unsichtbaren, lieben Ding, das sorge, leite, schule; bald sang sie dem Herrn Psalmen und rühmte: „Mein Gott, dem ich immer treu geblieben, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen" (an Lavater 8. Oktober 1779). Er begegnet ihm an jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum in der Wärme seiner Liebe, und wiederum sucht er das Göttliche auf in herbis et lapidibus und empfindet im Blitz, Donner und Sturm die Nähe einer übergewaltigen Macht, in Blütenduft und lauem Luftsäuseln ein liebevoll sich annäherndes Wesen. Aus Briefstellen zumeist sind diese wechselnden Wendungen zusammengewoben. Bekannt ist die Aeußerung an Jacobi (6. Januar 1813):

> Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Goethe vermeidet sichtlich ein ausdrückliches Bekenntnis zum Theismus; dem Sinne nach könnte die Aufzählung der verschiedenen Standpunkte nur mit einem solchen schließen. Im Ganzen mutet uns diese Briefstelle wenig goethisch an; es war sonst nicht seine Art, verschiedene geistige Buchführungen einzurichten, er sah vielmehr sich oder Andere möglichst als Wesenseinheit. So entnehmen wir dem Zitat nur ein Schwanken in der Pantheismusfrage, wie es auch in jenem undatierbaren Distichon Ausdruck fand:

> War die Henne zuerst? Oder war das Ei vor der Henne?
> Wer dies Rätsel erlöst, schlichtet den Streit um den Gott.

Eine Trivialität, wenn die Antwort nur lauten sollte: die Frage, ob Gott sei, ist ebenso unlösbar wie die Frage nach der Priorität von Henne oder Ei. Man beachte jedoch das Schlußwort: „den Gott"; d. h. doch: den Gottesbegriff in seiner theistischen oder pantheistischen Fassung. Nach der Meinung des Theisten erschafft Gott die Henne in unmittelbarem Akt, wie 1. Mose 1 von den mannigfaltigen Tierarten erzählt; für den pantheistischen Standpunkt erzeugt die Kraft der Natur im Ei die Henne. Eine zwingende Lösung erscheint auch für diese Spezialfrage als unmöglich; aber dadurch, daß die Frage nach dem richtigen Gottesbegriff gestellt wird und nicht bloß nach der Existenz Gottes, erhebt sich der Vers von allgemeiner Selbstverständlichkeit zu konkreter Zuspitzung auf ein bestimmtes Problem. Eine eigene klare Antwort Goethes gewinnen wir auch hier nicht; trotzdem muß eine Entscheidung gewagt werden, welche Gottesvorstellung, die theistische oder pantheistische, in seinem Denken prävaliere.

Nach dem Gesagten kann kein Zweifel sein, daß der Pantheismus bei ihm nicht das letzte Wort bedeutet.[20]) Die Welt ist für Goethe nicht Gott selbst, nur sein Abglanz, ja nicht einmal unmittelbarer Abglanz, nur Abglanz des Urlichtes, das allein sein Licht unmittelbar von Gott empfängt und als Medium es weiterstrahlen läßt. Goethes Gott steht durchaus jenseits der Grenze der Erscheinungen. Zwischen ihm und der empirischen Welt ist sogar noch ein Mittleres nötig, die Sphäre der Urphänomene. Wir möchten wahrhaftig nicht das goethische Denken der im Christentum vorherrschenden personellen Gottesvorstellung annähern.[21]) Aber die Untersuchung des Begriffs der Urphänomene erzwingt den Satz, daß von einer Identität zwischen Gott und Welt bei Goethe keine Rede sein kann. Die Urphänomene stehen zu deutlich dazwischen. Man könnte den Ausdruck „Panentheismus" für die goethische Denkweise verwenden; allein er deutet doch nur auf die eine Seite des Sachverhaltes. Wenn nach Goethes Sinn nur das *πᾶν ἐν θεῷ*, das Weltganze in Gott sein soll, so deckt sich damit nur die Hälfte dessen, was das „Proömion" von Gott aussagt: daß er „Natur in sich hege"; dann bleibt außer Betracht, daß es im weiteren heißt, ihm zieme es, „sich in Natur zu hegen". Hier erscheint der *θεὸς ἐν παντί*.

Mithin wird der „Panentheismus" durch einen „Theoenpanismus" ergänzt, und es fehlt an einer zutreffenden Gesamtbezeichnung der goethischen Position. Wir wagen deshalb die Formulierung: in Goethes Religiosität überwiegt im Blick auf Gott die Immanenzvorstellung. Doch zeigt diese deutlich einen personellen Einschlag. Er bewahrt die Gottesidee vor der Konfundierung mit der Welt, wie strenger Pantheismus sie fordert. Sein Gott ragt immer noch über die Natur hinaus, als erfühlter überlegener Geist — „so daß, was in ihm lebt und webt und ist, nie seinen Geist, nie seine Kraft vermißt." Pantheistische Immanenz und theistischer Personalismus haben die Synthese gefunden, von der die deistisch-anthropomorphistische Trennung zwischen Gott und Welt („Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe?"), ohne in die Charybdis einer andersartigen, die Transzendenz verneinenden, Verendlichung zu geraten, zu dem Gedanken einer immanenten und doch weltüberlegenen Gottheit erhöht wird. Man sagt, daß Goethe die entscheidenden Impulse seines religionsphilosophischen Denkens von Spinoza empfangen habe: er hat es sich selbst eingebildet; aber stärker als Spinoza, der monistische Philosoph, lebte Leibniz in seinem Blut — Leibniz, der Schöpfer der personalistischen Monadologie.[22])

Goethe hatte das klarste Gefühl für die Suprarationalität seines Gottesgedankens. Ich vermeide absichtlich das Modewort unserer Zeit, den Ausdruck „Irratio-

---

[18]) Aufsatz über Baco von Verulam in der „Farbenlehre" 1810.

[19]) Vgl. das vortrefflich klare Buch von Erich Franz „Goethe als religiöser Denker", Tübingen 1932. S. 226 ff.

[20]) Noch entschiedener bejaht Paul Fischer „Goethes letztes Lebensjahr", Weimar 1931, S. 144, für Goethes letzte Zeit das Ueberwiegen des Theismus.

[21]) Vgl. den Schlußabschnitt dieser Aufsatzreihe.

[22]) Vgl. Dietrich Mahnke, Leibniz und Goethe, 1924.

nalismus". Denn die Behauptung, daß Gott etwas schlechthin Anderes sei, als sich in der menschlichen Vernunft zu spiegeln vermöge, mußte dem als unzulässig erscheinen, der mit dem Gedanken der Uebervernünftigkeit Gottes wirklich Ernst machte. Wem es feststeht, daß Gottes Wesen unsre Gedankenkräfte übersteige, kann nicht die Aussage wagen, daß dies Wesen ein absolut Anderes sei. Der Suprarationalismus bedeutet ja den Verzicht zu sagen, was Gott an sich sei, und die Behauptung der Irrationalität Gottes wäre das Gegenteil eines solchen Verzichtes. Vgl. auch „Zahme Xenien" (1824):

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Man kann Goethes Schwanken und Tasten inbezug auf die Gottesvorstellung nur verstehen, wenn man die mehrfache Klage seines Gesprächs mit dem Legationsrat und Begründer des Erziehungswerkes an verwahrlosten Knaben, Johann Daniel Falk, am 25. Januar 1813 fest im Auge behält: Was wissen wir denn von Gott? Goethe hat sich dort über das Verhältnis von Glauben und Wissen dergestalt ausgelassen, daß er dem Glauben die weit umfänglichere Sphäre zuwies. Gewiß verblieb er auf der koordinierenden Linie und suchte die Kompetenzgrenze beider Erkenntniswege reinlich abzustecken. An das Wissen richtete er die Warnung, sich nicht einzubilden, daß es beweisen könne, was nicht zu beweisen ist, an den Glauben eine solche vor Ansprüchen, wo das Wissen genügt. Beide sollen einander ergänzen, statt sich aufzuheben. Wo das Wissen versage, trete der Glaube ein! Wie wenig aber können wir wissen, auch von Gott wissen — nicht mehr als das, wozu uns der beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt. Stückwerk muß dies Wissen bleiben, da diese Erde aus ihrem totalen Zusammenhang mit der Sonne herausgerissen ist, wenn auch nicht äußerlich, doch in dem Grade, daß uns Menschenkindern das Bewußtsein um den noch bestehenden Zusammenhang abgeht. Die Figur der Makarie in den „Wanderjahren", der dies kosmische Gefühl eigen ist, stellt eine Ausnahmeerscheinung dar.

Aber was ist der Glaube, dessen Blick weiter reiche als das Wissen? Goethe charakterisiert ihn in jenem Gespräch mit Falk als „Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns". Mit diesen „Gefühlen" meint er keineswegs empfindsame Regungen in der Menschenbrust, nicht einmal, was man fromme Gefühle nennt, sondern buchstäblich göttliche Gefühle. Das sind solche, durch die Gott selbst unmittelbar in unserer Seele waltet. Die Urreligion, hörten wir, sei Gottbegabtheit, unmittelbares Berührtsein vom Ewigen, ein Organ für das wahrhaft Lebendige. Damit treffen wir auf die Definition, die Goethe dem Begriff der Vernunft gab. Der Glaube ist schließlich ein und dasselbe wie die Vernunft. Beide haben Blick und Tendenz zum Göttlichen als dem schöpferisch Lebendigen. Sie werden in jenem Gespräch in einem Atem genannt. Man darf in Goethes Sinn die Proportion aufstellen: der Glaube verhält sich zum Wissen wie die Vernunft zum Verstand.

Der Glaube oder die Vernunft ist das Organ zur Wahrnehmung jenes Urlichtes droben, das unsichtbar alle Welt erleuchtet. Dies Urlicht wirkt in Natur und Menschengeist gleich der Sonne, als zeugende Kraft Gottes. Worin besteht diese Kraft? Eckermann erzählte dem Meister im Mai 1829, man habe ihm in diesen Tagen ein Nest junger Grasmücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruten gefangen. Der Vogel fuhr nicht allein im Zimmer fort, seine Jungen zu füttern, sondern kehrte, aus dem Fenster freigelassen, immer wieder zu ihnen zurück. Der Vogelliebhaber Eckermann war gerührt durch eine solche Gefahr und Gefangenschaft überwindende elterliche Liebe. Goethe antwortete ihm lächelnd bedeutungsvoll:

Närrischer Mensch! Wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht wundern. Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam.

Er nannte dergleichen Erscheinungen wahre Symbole der Allgegenwart Gottes.

Was ist das Urlicht andres als das Prinzip unendlicher Liebe, aus dem Geiste Gottes durch das Medium des Urphänomens hindurchflutend und allwirksam in Natur und Menschengeist?

Kiel Karl Aner

(Fortsetzung folgt.)

Goethe als religiöser Denker

Von Erich Franz. Tübingen, C. B. Mohr 1932. 288 S. 10 M.

Unter den literarischen Gaben, die uns helfen können, das Gedächtnis des Todes Goethes würdig zu begehen, dürfte eine der wirksamsten dieses Buch von Erich Franz sein. Aus jahrelangen Studien, aus einer wunderbar innigen Versenkung in die großen Dichtungen wie in die gelegentlichen Lebenszeugnisse dieses Genius entstanden, hilft dies Werk uns, den ganzen Reichtum inneren Lebens zu ermessen, der unserem Volke in seinem begabtesten, vielseitigsten Sohne geschenkt ist. Wer dies Buch aus der Hand legt ohne tiefen Dank für die Schätze, die ihm darin aufgewiesen sind, der ist nicht wert, zu Goethes Volk zu gehören.

Dabei ist das Werk weit entfernt davon, ein Panegyrikus zu sein. Nüchterne Sachlichkeit und ruhige Kritik verbinden sich durchweg mit starkem Nachfühlen des Einzigartigen und weitstrahlend Nachwirkenden der Goetheschen Schöpfungen. Es bleiben sogar noch Zweifel an der vornehmlich religiösen Begabung des Mannes, dem doch das Prädikat eines religiösen Denkers beigelegt wird. Sehr fein abgewogen sind die Urteile über die Stellung Goethes zu Metaphysik und Christentum, wie denn alle glatte Einordnung der Goetheschen Lebenszeugnisse in einen der großen Menschheitstypen stets der Einzigkeit und überströmenden Fülle seines Gemüts widerstreitet. Immer wieder drängt sich uns bei der Lektüre dieses Buches die Frage auf, ob unsere dunkle, problemüberfüllte, von drängenden Nöten hingenommene Gegenwart nicht den alles Lebendige, alles Wirkliche, alle Natur ehrfurchtsvoll genießenden, durchweg zum Leben positiv eingestellten Genießer als ihr wesensfremd ablehnen muß. Es wird wohl mit Recht behauptet, daß die Kriegs- und Nachkriegszeit entschlossene, restlose Kritik von Natur und Kultur übt, dialektisch-paradox alle humanistischen Ideale anzweifelt und mit leidenschaftlich suchender Religiosität nur im „ganz Anderen" ausruhen will, in einer Jenseitigkeit, die der Kultur spottet und über sie Gericht halten will. Was kann ihr da ein Geist helfen, für den alles gebrochene, mutlose, auf die Schattenseiten des Lebens, auch auf Sünde und Schuld konzentrierte Wesen ein Greuel ist und auch das keineswegs übersehene „Heiligtum des Schmerzes", das tragische, gescheiterte, gekreuzigte Menschentum nur den dunklen Rand bildet, von dem das wesentlich positive, nach oben führende Naturleben leuchtend absticht.

Hier interessiert uns weniger, daß das ganze Buch hindurch versucht wird, die Bezeichnung Goethes als „religiösen Denkers" wissenschaftlich zu rechtfertigen. Gewiß macht uns das Buch nur gewisser, daß Goethe die Philosophie als absolute, Alles in ein lückenloses System einordnende Logik ablehnt. So wird durch diese Vorführung seiner sein ganzes Leben durchziehenden Reflexionen über Religionen, Metaphysik, Christentum nur gewisser, daß man ihn nicht als Philosophen bezeichnen soll. Aber daneben ist hier doch erwiesen, daß es einseitig ist, wenn man Goethe nur als Künstler und Dichter auffaßt, für den alle wissenschaftliche, denkende Betrachtung minder wichtig war als die phantasievolle Durchdringung der Wirklichkeit mit der sich in ihr spiegelnden, in ihr Symbole der Persönlichkeit schaffenden Innenwelt. Wie ihm selbst im Gegensatz zu Jacobi die Naturforschung, die objektive Erkenntnis der schaffenden, entwickelnden Kräfte der Natur ein Lebensbedürfnis war, so überrascht uns immer wieder das objektive, sachliche Interesse an der widerspruchsvollen Erscheinungswelt der Religion. Gewiß vermag auch Franz in Goethe nicht einen Vorläufer der religionsgeschichtlichen Schule zu entdecken, welcher Ruhm weit eher Herder zukommt. Aber

immer wieder überraschen uns blitzartige Entdeckungen Goethes auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, die freilich ohne feste Methode und Einordnung bald da, bald dort die Geheimnisse dieser, die gemeine Wirklichkeit, Vernünftigkeit und Moralität durchbrechenden Sinndeutung ahnend fassen lehren. Weder Gelehrsamkeit noch logisch-systematischer Einheitsdrang beherrscht seine religionsphilosophischen Konstruktionen, wohl aber reine Freude an der Buntheit und Mannigfaltigkeit dieser möglichst natürlich verstandenen Durchbrechungen von Natur und Vernunft. Eher könnte man in Goethe einen Vorläufer der religionspsychologischen Schule entdecken, die die „religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit" in gewisse psychologische Kategorien einzuordnen versucht. Mir will scheinen, daß Franz dann und wann noch zu viel wissenschaftlichen, systematischen Trieb bei Goethe entdeckt; man kann seinen tiefen Gegensatz gegen allen Rationalismus, gegen allen Intellektualismus kaum übertreiben. So ist denn auch bei aller Ehrfurcht Goethes vor Lessing, mit dessen „Erziehung des Menschengeschlechts" seine „Pädagogische Provinz" in den Wanderjahren sich still auseinandersetzt, doch ruhig festzustellen, daß ihn eine Welt, seine ganze künstlerisch-schöpferische Phantasie, von Lessing scheidet.

Aber wie ist nun eigentlich Goethes Stellung zum Christentum? Es ist der große Vorzug der Franzschen Darstellung, daß sie im Unterschied von kirchlichen Theologen wie Lütgert jede runde, eindeutige Antwort auf diese Frage vermeidet. Die wundervolle Anlage des Buches verhütet das schon. Zuerst ist man betroffen davon, daß dem zweifellosen Zentrum der Untersuchung: „Religion und Ehrfurcht" eine Vorhalle vorgebaut ist in „Religion und Ironie". Dann merkt man im weiteren Verlauf der Untersuchung immer mehr, daß dieser Begriff nicht deshalb vorangestellt ist, weil er der Goethe-Forschung bislang fast ganz entgangen ist, sondern weil tatsächlich der ganze Inhalt der Goethischen Religions- und Christentumsauffassung Stil und Farbe erst gewinnt, wenn man sie eintaucht in die ironische Grundstimmung des souveränen Lebenskünstlers. Vortrefflich ist die Herausarbeitung derselben gelungen, ihr Auftreten nicht etwa bloß in der überschäumenden Jugendzeit, nein, in allen Perioden des vielbewegten Lebens bewiesen durch unzählige verblüffende Zitate, und zwar nicht bloß sarkastischen Spottes über die ihm so konträren ewig ernsten, pathetischen Kirchenchristen, auch des bis ans Frivole streifenden Spiels mit Gegenständen, die ihm sonst heilig sind. Man muß dabei an Herders innere Verzweiflung denken über Aeußerungen und Verhaltungsweisen des Freundes, die „das Pünktlein an der Wage" nicht achteten, „die auf das Gute und Rechte weist". Am Ende waren es doch solche immer wieder erlebten Aergernisse am Verhalten und Reden Goethes, die den Bruch des für die Landeskirche verantwortlichen Generalsuperintendenten mit dem für das Theater sich mehr als für Kirche und Schule interessierenden Minister herbeiführten, neben der völligen Zurückhaltung des selbstherrlichen Genies von aller kirchlichen Gemeinschaft. Ich darf dafür auf meine Erörterung über „Herders Bruch mit Goethe" verweisen, die im ersten Jahrgang der „Christlichen Welt" erschien und den scharfen Widerspruch Otto Harnacks hervorrief, weil ich darin zugleich eine Abrechnung der christlichen mit der ästhetischen Weltanschauung sah. Daß hierin eine Ueberspannung des in der Tat vorhandenen Gegensatzes lag, sehe ich heute wohl ein; aber ich bin noch immer der Meinung, daß auch ein sehr freier, weitherziger Prediger des Evangeliums sich nicht abfinden konnte mit der bis auf den Grund reichenden Ironie des ganz auf sich selbst gestellten Genius.

Franz' sehr scharfsinnige Untersuchung von „Religion und Ehrfurcht" ist nicht bloß eine bis ins Einzelne eindringende Auslegung der „Pädagogischen Provinz", wobei die vielen Unstimmigkeiten des Textes aus den sich kreuzenden psychologisch-pädagogischen und religions-psychologischen Interessen Goethes hergeleitet werden, die nicht immer ausgeglichen sind. Sondern hier wird zugleich die gesamte Entwicklung des Goethischen inneren und reflektierenden Lebens überschaut und seine Stellung zu Metaphysik, Religion und Christentum erörtert. Es ist hier nicht der Raum zu einer eingehenden Auseinandersetzung mit der feinsinnigen Analyse der verschiedenen Ehrfurchtsformen, die in dem Urteil endet: „So mischen sich in die ideale Darstellung der systematisch abgeleiteten Ehrfurchtsformen trübende Momente, welche sich aus Goethes temperamentvoller Bezugnahme auf die zeitgenössischen Bewegungen in Politik und Pädagogik ergeben." Temperamentvoll ist überhaupt die starke Parteinahme für die seinem Genius sympathischen Erscheinungen der Religion; aber sie schließt nicht aus, daß er allem wahrhaft Großen gegenüber Ehrfurcht zeigte. Immer wieder zeigt sich neben allem unbefangenen, souveränen Abstand von der biblischen, besonders auch der Gedankenwelt Christi die starke Nachwirkung des lebendigen Umgangs mit den biblischen Gestalten in der Jugendzeit, im Verkehr mit der „schönen Seele", mit Lavater und Herder, die pietätvolle Einfühlung in ihre inneren Nötigungen. Aber schließlich wird völlig klar, daß über den drei Ehrfurchtsformen, der ethnischen (Volks-), der philosophischen (individuellen) und der christlichen (Christus verehrenden) Religion „die oberste Religion" bleibt, die Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst als der Kern aller übrigen Ehrfurchten, der über uns, unter uns, uns gleich gerichteten, wie denn dem Gott dieser Ehrfurchten die objektive, transzendente, absolut-kategorische Uebermenschlichkeit fehlt; nur dieser gegenüber entsteht das schechthinnige Abhängigkeitsgefühl, in dem Schleiermacher mit Recht das Wesen der Religion sah.

Franz vermeidet jede spezifisch kirchliche Bewertung des religiösen Denkens Goethes. Er läßt zwar deutlich genug hervortreten, daß die Grundlagen der kirchlich-christlichen Frömmigkeit bei Goethe fehlen: die Beurteilung des natürlichen Menschen als sündig, schuldvoll verworfen, das gläubige Vertrauen zu der ohne Würdigkeit erlösenden, im Sühnetod Christi vollendeten Gnade des ewigen Richters, die Gebundenheit des erlösten Menschen an die Gemeinschaft der Christusverehrer, die Hoffnung auf eine jenseitige Vollendung der Menschheit und der Einzelnen in einem Reich Gottes. Allerdings werden sie auch nicht von ihm ausdrücklich angetastet, wie dem vornehm erhabenen Geiste jeder Kampf um die Weltanschauung fernliegt. Sehr interessant ist die doppelseitige Stellung Goethes zum Kreuzestod des Erlösers, dem er seine volle Ehrfurcht vor dem unter uns liegenden „Heiligtum des Schmerzes" zuwendet, dessen Kult aber die ganze Ironie von Goethes reiner Menschlichkeit in verletzenden Zeugnissen gilt. Aber daß die eigene Religion des sich selbst als Hypsistarier bezeichnenden Geistes wesentlich unkirchlich war, daß seine Wirkung auf die Geister entkirchlichend sein mußte, geht aus der ganzen Darstellung hervor. Aus dem Schlußwort über „Goethes persönlichem Glauben" seien nur wenige Worte wiedergegeben. Goethe rechnet sich im 82sten Lebensjahr, unfähig, Proselyten zu machen, zu keiner Religionsgemeinschaft, keiner Partei, keiner Sekte, wenn nicht etwa zu der der Hypsistarier, die aus allen Religionen sich das Beste holt. Er hat „von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der er sich hätte völlig bekennen mögen". „Nun erfahr ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht; denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren."

So kann ich mich nur ganz Franz' Urteil über Goethes Stellung zum Christentum anschließen: „Man kann es nicht mit einem kurzen Schlußwort abtun, indem man ihn als Heiden oder als Christen bezeichnet, um diese Bezeichnung dann nach der einen oder andern Seite apologetisch auszunutzen. Auch der Versuch ist wenig erfolgreich, in den verschiedenen Epochen seines Lebens eine verschiedene Stellung zum Christentum anzunehmen. Vielmehr muß man die Frage distanzieren; das Christentum ist ja etwas in sich Reiches und Vielgestaltiges. Goethe hat von der pietistischen Periode seiner Jugend her sein Leben lang ein persönlich warmes Verhältnis zu dem Christentum in seiner Reinheit, d. h. zu den heiligen Schriften und zu

der Person Christi behalten; völlig undogmatisch, unkirchlich, rein menschlich, persönlich. Mit aller Entschiedenheit lehnt er den Dualismus und die Transzendenz der christlichen Dogmatik wie Ethik ab. Das Irdische ist für ihn nicht das Gegenteil oder die Vorstufe des Himmlischen. Die Welt ist vielmehr durchwaltet von göttlichen Kräften; Wert und Wirklichkeit fallen zusammen. Er hat eine unbändige Freude an der Wirklichkeit und Liebe zu den Dingen dieser Welt. Die Heiligkeit der Sinne ist ihm etwas Selbstverständliches. Wenn er sich in allen Epochen seines Lebens manchmal in bekannter Weise als „Heiden" bezeichnet, so ist das mehr als gelegentliche scherzhafte Brüskierung frommer Freunde. Er fühlt sich vielmehr der Lebensauffassung der Antike und ihrer Diesseitsstimmung verwandt. Die dualistische Metaphysik des Christentums lehnt er auf das entschiedenste ab. — Genauer müßte man sagen, daß es sich hier bei Goethe nicht um Gegnerschaft gegen das Christentum handelt, sondern gegen sämtliche religiöse und philosophische Weltanschauungen, welche den Wert außerhalb der Wirklichkeit suchen." Und dadurch eben ist Goethe als religiöser Denker das Schicksal der protestantischen Bildung geworden.

Kiel Otto Baumgarten

Hymne an Varuna

Aus Rudolf Otto „Das Gefühl des Ueberweltlichen". München, C. H. Beck 1932.

Um Erlaß der Sünde

Und wenn du uns gelöst hast, o Varuna, laß uns dir wieder lieb sein. —
Weise fürwahr und majestätisch sind die Schöpfungen des,
der auseinander-stützte die beiden weiten Sphären,
der die Himmelskuppe hoch hinaufstieß
und dann Gestirn und Sternflur weithin dehnte.
Da red ich mit mir selber also:
„Wann könnte ich doch selber Varuna nahe sein!
„Ob er sich meines Opfers wohl ohne Groll erfreuen wird?
„Wann werd ich, frohen Herzens, Erbarmen mir entgegenstrahlen sehen?"
Begierig das Uebel zu erkennen, frage ich
und gehe, die hierin Kundigen darüber auszuforschen.
Da sagen mir die Kavis*) übereinstimmend:
„Er dort, Varuna, er zürnt dir."
Was war denn, Varuna, die große Sünde,
für die du deinen Psalmsänger, deinen Treuen schlagen willst?
Das sage mir, Unbetrüglicher! — Sei wieder hold, Getreuer, laß mich wieder zu dir kommen durch diese meine Beugung vor dir.
Löse von uns die Erbschuld von den Vätern her,
löse uns auch von der Schuld, die wir selbst begangen.
Mach los vom Bande, o König, den Vasischtha,**)
wie ein Dieb, nach Vieh begierig, das Kalb heimlich vom Bande losmacht.
Es war ja nicht mein eigener Wille, o Varuna, was mich sündigen machte,
es war Jähzorn, Trunkenheit, Wutverblendung, Gedankenlosigkeit,
es war, weil selbst der ältere Mann leicht in Jugendfehler zurückfällt.
Selbst der Schlaf macht uns ja nicht sicher vor dem Unrechten.
Wenn er mir verzeiht, so werde ich ihm dienen wie ein Knecht,
dem eifernden Gotte, nachdem ich der Schuld ledig geworden bin.
Er hat mich Unvernünftigen zur Vernunft gebracht, der treue Gott.
Den endlich klug gewordenen wird er, der Klügste, nun zum Heile leiten.***)

Rudolf Otto

*) Kavi ist, wer des Gottes geheimen Sinn weiß.
**) Vasischta heißt der Dichter.
***) Wir nehmen uns die Freiheit, einige der von Otto eingefügten Parenthesen mit in den Text aufzunehmen. DH

Jahresversammlung der Ostasienmission

In der Missionsstadt Basel hatten sich im Oktober die Vertreter der Ostasienmission aus Deutschland und der Schweiz zum 47. Mal zusammengefunden. Wie stets eröffneten die Tagung zahlreiche Missionsgottesdienste, diesmal in fünf Stadtkirchen des Festortes und in vielen andern Gemeinden der näheren und weiteren Umgebung auf schweizer und badischem Boden.

Am Montag tagte in aller Frühe der Geschäftsausschuß und danach der engere Vorstand des Schweizerischen und Elsaß-Lothringischen Landesvereins. Die nichtbeteiligten Delegierten und Gäste führte der feine Zwingliforscher, Historiker und Kenner seines Basel Pfarrer Waldburger durch die Stadt und ihre Museen. Unter seinen oft humorvollen Worten wurde den Gästen das Geschaute ganz lebendig. Den überaus gut besuchten Missionskurs eröffneten am Nachmittag die herzlichen Begrüßungsworte des Basler Evangelischen Kirchenratspräsidenten Prof. D. Handmann und des Basler Ortsgruppenvorsitzenden unserer Mission, des eigentlichen Vaters des ganzen Festes, D. Baur. Er erinnerte an das Basler Konzil vor 500 Jahren, wie an Zwinglis Tod vor vier Jahrhunderten und erneuerte den Ruf: Vexilla regis prodeunt. Er verlas den letzten Brief und die Glückwünsche des nach 37jähriger, gesegneter Wirksamkeit aus Japan zurückkehrenden Seniors unserer Mission, D. Schiller.

Danach hielt Professor Witte einen sehr bedeutsamen Vortrag: „Wandlungen in der Religionsgeschichte und die Mission." Heute sei nicht mehr der Animismus und der Evolutionismus (Bousset) der Ausgangspunkt zum Verständnis des Wesens der Religion (Edv. Lehmann), wonach Christus nicht als die letzte erreichbare Höhe angesehen wurde, sondern allenfalls als die Stelle, in der die früheren monotheistischen Linien zusammenmünden. Troeltsch betonte die grundsätzliche Verschiedenheit des christlichen und des asiatischen Monotheismus. Otto und Heiler suchten die Gegensätze zu überbrücken. Aber ihre Unvereinbarkeit hat neuerdings die Indologin Betty Heymann unwiderleglich aufgedeckt.*) Zwischen indischer und christlicher Religion gibt es nur formelle Parallelen: sachlich besteht eine grundlegende Verschiedenheit in dem, was beide Teile unter Sünde und Gnade verstehen. Für Witte ist damit die Frage nach der Ueberlegenheit des Christentums und seiner Absolutheit in bejahendem Sinne endgültig gelöst. Er bekennt sich unumwunden zur zentralen Bedeutung des Sühnetodes Christi und meint, daß § 1 der Satzungen unserer Ostasienmission eine entsprechende Erweiterung erfahren müsse. Damit sei dann deutlich gezeigt, daß unsere Mission auf keinem anderen Boden stehe als die im Deutschen Evangelischen Missionsbund zusammengeschlossenen Gesellschaften, die uns bisher noch die Aufnahme in ihre Mitte verweigert haben.

Den „Auferstehungsglauben im Orient" behandelte Professor Baumgartner von Basel, den „Missionsgedanken in der protestantischen Theologie" Professor Martin Werner von Bern. So kamen auch zwei schweizer Dozenten zu Wort mit wertvollen Darbietungen aus ihrem Sondergebiet, die sich an die Ausführungen Wittes ergänzend anschlossen. Rein historischer Art waren die Darlegungen von Privatdozent Dr. Wüst von München über „Buddhismus und Christentum auf vorderasiatisch-antikem Boden". Mit größter Gründlichkeit wurde den Reisen angesehener Buddhisten nach den Mittelmeerländern in antiker Zeit nachgegangen und festgestellt, daß man von irgendwelchen nachhaltigen Folgen und Ergebnissen der Berührung der verschiedenen Religionen nicht sprechen könne.

Das überreiche Kursprogramm bot noch vier weitere Vorträge, diese nun alle aus dem eigentlichen Arbeitsgebiet unserer Ostasienmission. Missionsdirektor Devaranne beleuchtete scharf die „Gemeinschaftsbildungen im alten und neuen China", das alte konfuzianische Beamtentum, die agrarische Großfamilie, die Geheimbünde und die Tempelgemeinschaften in ihrem Wert und Unwert an und für sich und für die Ausbildung einer chinesischen Volkskirche im Besonderen, die eigentlich nur an der agrarischen Großfamilie einen Kristallisationspunkt finden kann. Die chinesischen Christen möchten eine einzige große Nationalkirche an Stelle der bisherigen 120 Denominationen setzen. Aber diese sind zu verschiedener Art, die Gemeinden über das weite Reich zu sehr zerstreut, als daß die Einigung so bald möglich wäre. Erst ½ % der Bevölkerung ist christlich, 2000 eingeborene, sehr aktive Pfarrer sind da. Sie wollen den Missionaren mindestens gleichberechtigt zur Seite stehen. „China den Chinesen und China

*) Dasselbe hat Otto in seiner Schrift „Die Gnadenreligion Indiens und das Christentum" und auf der Jerusalemer Weltmissionskonferenz getan. DH

für Christus!" ist der Ruf, dem wir uns nicht verschließen dürfen. Aber unserer Mission ist das nichts Neues. Es ist die Fortsetzung der von unserem Gründer Buß vorgezeichneten Linien. So bedeutete die Zustimmung zu Gutmanns Thesen über diesen ganzen Fragenkomplex für uns keinen Frontwechsel. Es ist selbstverständlich, daß wir die Einigungsbestrebungen fördern, wenn nur diesem armen Riesenvolk wirklich der Heiland gebracht wird, der ihm einmal mehr bedeuten soll als der Nationalheld Sun Yat Sen, den es jetzt noch als Licht der Welt feiert.

Diesen Ausführungen über China entsprachen solche über Japan. Unser neuer Missionsinspektor Pfarrer Rosenkranz aus Heidelberg sprach über das japanische Geistesleben. Ueber dessen Geschichte gab er zunächst einen Ueberblick in großen Zügen bis zu seiner Berührung mit unserer westlichen Zivilisation, die über dies Volk dahinstürmt. Heute hält jedes fünfte japanische Haus eine Zeitung. 1928 wurden 101 Bücher aus dem Deutschen übersetzt, darunter nur ein religiöses, aber 23 marxistisch-sozialistische. Die Regierung steht nach wie vor dem Christentum freundlich gegenüber, wenn auch die Schulen einschließlich der Missionsschulen religionslos sein müssen. Die alten, veräußerlichten Volksreligionen suchen sich zu modernisieren. Shinto-Sekten und noch mehr buddhistische Gemeinschaften zeigen vermehrte Aktivität. Das Christentum hat in Japan bis jetzt nur 212 000 erklärte Anhänger, aber sein Einfluß auf das japanische Geistesleben ist stärker, als das seiner Rivalen. Trotzdem kann es sich auch nicht mit einer Rolle begnügen, in der man es nur bewundert, seine Literatur, seine Lieder, Oratorien u. dgl. schätzt. Als Anknüpfungspunkte für die christliche Verkündigung bieten sich die Sehnsucht, aus dem Impersonalismus zur Entfaltung der Persönlichkeit zu kommen, ferner der Umstand, daß bei aller Brutalität der Gedanke der Hingabe an Andre lebendig ist, und daß aus einem gewissen sozialen und moralischen Minderwertigkeitsgefühl ein Sündenbewußtsein erwachsen kann.

Frau Dr. Weidinger erzählte mit anschaulicher Unmittelbarkeit von den „Freuden und Nöten" unserer Japanarbeit, schilderte christliche Charaktere in unseren japanischen Gemeinden, die zur Weiterarbeit ermutigen trotz aller Schwierigkeiten. Diese liegen in der Sprache, der Sitte und Tradition, der Scham, mit der der Japaner sein Inneres vor Anderen verschließt, in den Zerstreuungen der Großstadt Tokio, und darin, daß anfängliche Begeisterung nicht immer standhält, daß das Christentum schon nicht mehr als scharfer Gegner erscheint, dem gegenüber es ernster Entscheidung bedarf, und schließlich der Selbständigkeitsdrang des Japaners, der selbstbewußter noch als der Chinese sich ebenfalls ganz von den Ausländern loslösen möchte.

Unser schweizer Missionsinspektor Marbach redete erhöhter Werbekräftigkeit in der Heimat das Wort: „Dem fünfzigjährigen Jubiläum der Ostasienmission entgegen!" Unter den zu gehenden Wegen zeigte er besonders einen mit überzeugender Gewalt, indem er die Fest- und Kursteilnehmer durch die unbeschreiblich reiche und feine „Japan-China-Ausstellung" führte, seine eigenste Schöpfung. Es war ein Genuß, seinen unerschöpflichen, alle die interessanten Gegenstände mit sichtbarer Liebe umfassenden Erklärungen zu folgen. Eine „Lombarene-Ecke Albert Schweitzer" fehlte als Zugabe nicht. Fast Alles war auch zum Besten unserer Mission zu kaufen in den altehrwürdigen Räumen des Bischofshofes, in dem der Gemeindesaal, zur Teestube hergerichtet, täglich die Basler Missionsfreunde anzog und aus den gastfreundlichen Händen ihrer Frauen den auswärtigen Gästen nach Abschluß des Kursus ein liebevoll bereitetes Abendessen darbot. Auch an häuslicher Gastfreundschaft ließen es die Basler nicht fehlen. Alle auswärtigen Teilnehmer waren in Privatquartieren untergebracht.

In liturgischem Gottesdienst im alten Münster erlebte die Zwinglikantate Gustav Webers mit den Worten C. F. Meyers ihre Auferstehung, und Pfarrer D. H. Baur sprach unvergeßliche Worte über „Reformation und Mission" in Anlehnung an das letzte Wort Zwinglis: „Die Brüder leiden Not, ich muß zu ihnen." So hielten es auch unsere Missionsarbeiter draußen. Zwei unserer Aerzte haben solche Gesinnung mit dem Tode besiegelt.

Tiefer Ernst lag über den Beratungen, angesichts der allgemeinen Not, die unsere Missionsarbeiter mit uns teilen, da nun auch die Aufwendungen für ihren Lebensunterhalt gekürzt werden müssen. Aber wie die größten Segenszeiten für die Kirche stets die waren, in denen sie „unter dem Kreuz" war, so wird und soll es auch sein mit dem Werk, dem die Kirche Ausbreitung und Leben verdankt, mit der Mission.

Uns für sie zu stärken, mögen uns folgende Worte dienen, die ein schweizer Arbeiter zusammen mit 100 Franken unserem Verein schickte: „Mit großem Interesse verfolge ich seit Jahren das evangelisch-kirchliche Leben und Arbeiten und vor allem die Missionsarbeit. Trotzdem ich Fabrikarbeiter und Familienvater bin und den Lohn sauer verdienen muß! Ich kann nicht anders, als mein Möglichstes tun, daß uns evangelischen Christen die Ostasienmission erhalten bleibt. Es wäre nicht nur schmerzlich, wenn diese gehemmt würde und abbauen müßte, sondern auch für die Kirche ein Verlust, dessen Tragweite kaum zu erfassen wäre."

Wiesbaden Rudolf Michel

Dr. Dinters Geistchristentum

Ein Beitrag zu der Frage Völkische Bewegung und Religion

Aus zwei Gründen lohnt es sich, eingehender sich mit der von Dr. Dinter ins Leben gerufenen geistchristlichen Bewegung zu beschäftigen. Einmal gewinnt man einen Einblick in die Denkweise zahlreicher gebildeter Männer und Frauen, besonders solcher, die in der völkischen Bewegung das Heil erblicken. Dann aber kann man an ihr wie an einem Modell die uns jetzt so stark bewegende Frage studieren, wie sich das Völkische und das Christliche zu einander zu stellen haben. Letzteres gilt zumal darum, weil es Dinter nicht an ausführlichen Auseinandersetzungen mit verwandten völkischen Richtungen fehlen läßt. Wir schildern zuerst die positiven Lehren und Ziele, dann die Polemik gegen die Gegner zur Rechten und zur Linken, dann die Organisation und Propaganda, um mit einer grundsätzlichen Auseinandersetzung zu schließen.

1. Lehren und Ziele

Ein flüchtiges Durchblättern der Zeitschrift „Das Geistchristentum", von der wir nur den letzten Jahrgang zu Grunde legen, unterrichtet schon über das zwiefache Ziel, das sich die Bewegung gesetzt hat. Zwar lautet der Untertitel: „Monatsschrift zur Vollendung der Reformation durch Wiederherstellung der reinen Heilandslehre. Organ der Geistchristlichen Religionsgemeinschaft zur Vollendung der Reformation." Demgemäß spielt das Religiöse gewiß eine große Rolle in dem ganzen System. Aber der Nachdruck liegt doch ohne Zweifel auf der völkischen Seite. Sie ist mit dem immer wiederkehrenden Losungswort bezeichnet: Aufstieg Deutschlands zu neuer Kraft und Größe. Wir stellen darum zuerst die religiös-metaphysische Gedankengruppe dar, lassen darauf die nationale folgen, um dann das Verhältnis beider zu einander zu untersuchen.

Ein enges Verhältnis zwischen beiden Gruppen deutet schon der Satz an, der die tragende Grundgewißheit zum Ausdruck bringt: Religion, Rasse und Politik gehören auf das innigste zusammen. Religion ist der tiefste Ausdruck der Rasse; es gibt nur völkische Religion, keinerlei internationale, wie etwa die katholische Kirche oder das Judentum sich selber ansieht. So ist die echt christliche Gedankenwelt aus tiefstem germanischen Empfinden entstanden. Blut, Volk und Vaterland stammen aus einem überirdischen Urgrunde her. Darum haben wir es nur mit dem deutschen Gott, nicht mit dem der jüdisch-römischen Kirchen zu tun. Dieser Gott wird ganz bestimmt als geistige und sittliche Persönlichkeit gedacht, im Gegensatz zu allem stoffgläubigen Allweltglauben. Sein Wesen ist Liebe, nicht Gnade, wie die „jüdisch-römische Kirche" und auch die „jüdisch-protestantische" behaupten. Ist Gnade gesetzlose Willkür, so ist Liebe gesetzmäßige Gerechtigkeit; Gnade ist ein Teufelswort, erfunden von den Juden, und der Kirche von dem Teufelsboten Paulus und dem Mischling Augustin zu ihrem größten Schaden eingepflanzt. Von jenem Gott geht ein Licht-, Lebens- und Liebesstrom aus, in dem die Menschen ihr Heil finden sollen. Ursprünglich von Gott rein und gut erschaffen, sind sie gefallen, aus jenem Strom herausgefallen in Selbstsucht und Sinnenherrschaft hinein. Diese finstere Macht ist der Satan; es ist im ganzen das jüdische Wesen, an dem aber auch Nichtjuden teilhaben, wie es auch Juden gibt, die zu dem andern Strom gehören. Erlösung aus dieser Welt der Finsternis und des Todes gibt es dank dem Evangelium Jesu Christi, in dem Gott sich verkörpert hat. Ein Wiederaufstieg zu Gott ist nur durch Wiederverkörperung möglich, für die das Evangelium des Johannes zeugt in der Antwort des Heilandes an Nikodemus. Wer die durch das Weltall gleich den Radiowellen hindurch-

gehende Liebeskraft Gottes aufnimmt, der stillt den Schrei nach Gott, nach Erlösung aus Sinnen- und Triebherrschaft. Diese Höherentwicklung hat die Rückkehr zu dem Ursprung in Gott zum Ziel, nicht den christlichen Himmel der Faulenzerei mit Hosianna- und Halleluja-Singen. Wiederverkörperung und sittliche Tat verhelfen zur Erlangung dieses Zieles. Um seinetwillen ist der Gedanke des Fortlebens unausweichlich, der allem Stoffglauben unerreichbar bleibt. Irdisch ausgedrückt sollen wir Gottes Söhne werden, das Reich Gottes nach dem Worte des Heilandes in uns tragen wie der Heiland, und vor allem die Ewigkeitsaufgabe, die uns gestellt ist, in dem Dienst am Vaterlande verwirklichen. Darüber liegt aber das ewige Ziel: auch der letzte Sünder, der dem Heiland folgt, kann gerettet und selig werden in Gott.

Die metaphysisch-religiöse Hälfte der ersten Gedankengruppe wird durch die geschichtliche gestützt. Denn alles, was Dinter in jener zu sagen hat, ruht auf zwei Autoritäten, auf Jesus und auf Luther. Mit Beiden verhält es sich freilich verschieden. Findet sich bei Luther die Wahrheit stark mit dem Irrtum gemischt, nämlich mit den jüdisch-römischen Gedanken, so tritt bei Jesus die volle, reine Wahrheit ans Licht. Freilich auch nicht sofort und unmittelbar; kritische Arbeit muß sein wahres Bild aus der verderblichen Uebermalung herausholen, mit der jener böse jüdisch-römische Geist es entstellt hat, um seine Sonderinteressen durchzusetzen. Sind auch die Synoptiker die vorzüglichste Quelle für das Bild des Heilandes, so kommt auch das Johannesevangelium mannigfach zu Hilfe. Hat doch Dinter „wissenschaftlich nachgewiesen", daß in diesem eine gute nordische Quelle verborgen ist. So kommt ein Jesusbild von sehr elementarer Gestalt zum Vorschein. Er ist mit dem Vater eins; er hat das Leben in sich; er kämpft gegen die Juden, deren Gott der Teufel ist, vor allem gegen die Hierarchie, das Urbild alles jüdisch-römischen Priester- und Pfaffentums, das in seinem Klassenegoismus die reine Religion Jesu verfälscht hat. Jesus hat das Evangelium, die Frohbotschaft vom Reich Gottes verkündet, das aber nach seinem eigenen Wort nur in uns, das ein Reich auf Erden ist. Der Hauptinhalt seiner Lehre ist das Gebot der Nächstenliebe, für das man auch die Formel setzen kann: Gemeinnutz geht vor Eigennutz! Freilich ist diese Liebe hart, sie ist eine kämpferische Liebe, nicht so weichlich wie die des Rabbiners Paulus, die alles duldet, verträgt und glaubt. Jesus war kein Pazifist, vielmehr ist er der Träger eines arischen Heldentums, einer Religion der Tapferkeit, wie sie uns heute so nottut. Immer wieder werden diese paar Gedanken variiert, so daß sie sich unkritischen Lesern als unumstößliche Wahrheit einprägen müssen.

Martin Luther steht ganz auf der von Jesus eingeschlagenen Linie, bis auf jenen Tribut, den er an seine Zeit entrichten mußte. Auch er ist eine echt nordische, germanische Kämpfernatur; er ist der Herold der Freiheit und der Heldenhaftigkeit. Von seinen Schriften scheint Dinter nur das Motto aus der Schrift über die Freiheit und das über die babylonische Gefangenschaft der Kirche zu kennen.

Jesus und Luther stimmen darin — bis auf jenen jüdisch-römischen Zoll bei dem Letzteren — überein, daß es eine Erlösung nur als Selbsterlösung durch die sittliche Tat gibt. So allein ist es deutsch gedacht, so nur kommt es zu einem Gewinn für Deutschland, für seine Erneuerung und seinen Aufstieg.

Die nationale Gedankengruppe Dinters weist viel mehr Leidenschaft als Gedanken auf. Immer kehren dieselben Worte von der Wiedergeburt und dem Aufstieg Deutschlands wieder. Gegen alle Lauheit und Trägheit beschwört er den starken Luthergeist, der sich in der Reformation gegen den Papst mit nordischem Kämpfermut erhoben hatte. Gegenstand der von Jesus gebotenen Nächstenliebe sind vor allem die Volksgenossen im Vaterland.

Das Besondere bei Dinter aber beruht in der organischen Verbindung der beiden Gedankengruppen: der religiös-sittlichen und der nationalen. Sein ganzes Pathos liegt in der beständigen Wiederholung der ihm aufgegangenen Wahrheit, daß ein Wiederaufstieg Deutschlands nur möglich sei aus jenen religiös-sittlichen Kräften, die in dem Heiland Jesus und in Martin Luther als arisches Heldentum aufgebrochen sind. Es bedarf einer gründlichen, wahren Revolution, einer Reformation von Innen her. Es bedarf der Vollendung der Reformation, die Luther im römischen Wesen hatte stecken lassen. Um der verderblichen Zerrissenheit unsres Volkes willen, an der der Gegensatz der Konfessionen so stark beteiligt ist, muß es zu einer deutschen Nationalkirche kommen, die das echt deutsche Geistchristentum zum Inhalt hat. Das aufsteigende Deutschland wartet auf das befreiende Wort vom Glauben her; das starke dritte Reich des völkischen Großdeutschland ist ohne sittlich-religiöse Erneuerung nicht möglich, wie sie die Aufgabe einer solchen nationalen geistchristlichen Kirche bildet. Diese Geistkirche aber ist von Gott erweckt worden durch Dr. Dinter.

2. Gegner

So hat Dinter eine sehr einfache und sehr feste Position gewonnen. Er verbindet aufs engste das Völkische mit dem, was er christlich nennt. Er ist ein völkischer Christ oder ein christlicher Völkischer. Es soll uns noch beschäftigen, wie sich diese beiden Seiten an seiner Stellung zu einander verhalten, welche das Ziel und welche das Mittel darstellt; denn der Mensch steckt in der Art, wie er die Dinge nach diesem Schema ordnet. Von dieser seiner Grundstellung aus ergibt sich eine zweifache Front: die eine bilden die Christlichen, die nicht völkisch sind, und die andere die Völkischen, die nicht christlich sind. Und mit beiden setzt er sich kräftig auseinander. Der Hauptinhalt der Hefte besteht in Polemik, oder wenn dieses Wort zu fein ist, in Schelten. Was kann der Mann schimpfen! Diese Kunst hat er wenigstens von seinem Meister Luther gelernt. Dabei verfährt er nach dem bewährten Rezept seines Gegners Hitler, sich in der Propaganda immer auf eine sehr bescheidene geistige Höhenlage seiner Leser einzustellen. Das tut er, indem er immer dieselben Schmuckwörter auf seine Gegner anwendet, so daß seine Leser ganz unbewußt davon überzeugt werden, daß diese Gegner eben gar nicht anders sein können als so, wie sie in der Schimpfgewandung beständig erscheinen.

Aller Uebel und alles Bösen Ur- und Grundsuppe ist das jüdische Wesen. Wenn Dinter auch nicht den Geist von dem Blut ableitet, so doch die Rasse aus dem Geist. Und der ist bei den Juden grundschlecht. Ja sie sind vom Teufel; ihr Jahvegott ist der Teufel selbst. Sie sind ganz Egoismus, Herrschsucht, Stoffglaube. Darum weg mit dem ganzen Alten Testament, das unser deutsches Volk schon so stark verdorben hat, mit seinem niedrigen Messiasglauben! Ganz besonders grimmig mißhandelt Dinter aber den Apostel Paulus. Er ist ein Rabbiner, ein Jesuit, ein gerissener Jude, ein Teufelsbote. Er hat die rein arische Lehre des Heilandes mit seinem jüdischen Denken entstellt. Statt der Erlösung durch die sittliche Tat hat er die Erlösung durch die Sühne eingeschwärzt; statt der kraftvollen Nächstenliebe des Heilandes hat er den weichlichen pazifistischen Ton in die christliche Liebesforderung gebracht. Und er ist es auch, der die reine Kirche des Ursprungs verdorben hat mit seinen jüdischen Lehren, so daß wir anstatt einer christlichen Kirche zwei judenchristliche haben. Unbegrenzt ist Dinters Leidenschaft, wenn er auf den Papst und die römische Kirche zu sprechen kommt. Sie erscheint nie anders als mit dem Beiwort: „jüdisch-römisch". Der Papst ist der genaue Nachfolger der jüdischen Hierarchie, die Sakramente sind stoffgläubige Mittel, gegen die der Geistchrist vor allem protestieren muß. Dieses jüdisch-römische Kirchenwesen ist der geschworene Todfeind alles dessen, was deutsch und völkisch ist. Rom hat den Weltkrieg, hat die Revolution gemacht, und zwar diese durch den katholischen Prinz Max von Baden (der tatsächlich evangelisch war!). Rom ist jetzt Trumpf in Deutschland; es erobert das rein germanische Nordland mit seiner Gewalt und List und ruht nicht eher, bis es den Protestantismus und Deutschland ruiniert hat. Aber die sogenannte evangelische Kirche ist auch nicht besser. Sie heißt darum nur die „jüdisch-evangelische". Sie steckt wie die katholische in einem Sumpf von Unwahrhaftigkeit und Ungerechtigkeit. In ihr dominiert Paulus mit seiner Sühnetheorie. Ihre Konsistorialräte, Pfarrer und Superintendenten denken ja doch nur an

ihre hohen Gehälter und Pensionen. Sie vertragen sich auf das beste mit der jüdisch-römischen Kirche, wie man an der Verherrlichung der Augustana sieht, von der Luther ja gar nichts wissen wollte. Im Konkordat hat diese evangelische Kirche den Protestantismus schmählich um einen Judaslohn verraten und ist zu einer vatikanischen Provinzkirche geworden. Darum kann man jetzt schon vom Ende der evangelischen Kirche sprechen. Sie ist die ideologische Verbrämung des westlerischen Imperialismus. Sie gehört wie die römische Kirche zu dem römisch-versailler Abendland, weil sie sich bei Versailles beruhigt. Darum verdient sie die Angriffe der russischen Gottlosen; mit diesen kann man beruhigt gegen die abendländischen Kirchen vorgehen, wenn man sich dem Geistchristentum verschreibt, das die in den „Gottlosen" liegende Gefahr der Irreligiosität bannt.

Fast mit derselben Heftigkeit wendet sich Dinter gegen die andere Seite, gegen die Völkischen, die von dem Christlichen nichts wissen wollen. Von den Deutschkirchlichen hält er nicht viel, weil auch sie noch zu viel von jenem jüdisch-römischen Geist in sich haben. Sein ganz besonderer Zorn aber gilt den Nationalsozialisten um Hitler. Es scheint, daß in ihm immer noch der Verdruß darüber nachgrollt, daß er einst von ihnen ausgeschlossen wurde. Er wirft Hitler immer wieder Zweierlei vor: einmal daß er mit Rom geht, und dann, daß er sein Befreiungswerk nur auf Politik stellt. Hier liegt echtes gutes Pathos in Dinters Polemik. Er findet die üblichen Völkischen viel zu oberflächlich, weil sie es versäumen, religiös-sittliche Kräfte zur Erneuerung von Innen her in Dienst zu stellen. Im Gegensatz dazu wiederholt er immer wieder, daß die äußere Not nur behoben werden kann, wenn man der seelischen abhilft, daß die politische Freiheit nur errungen werden kann, wenn man die innere sichert; und das geschieht nur, wenn man die arische Heldenlehre des Heilandes annimmt. Mit Stolz stellt Dinter aber fest, daß sein Programm schon zu einem Sauerteig der völkischen Bewegung geworden ist.

Das ist ihm freilich an einem Punkte nicht gelungen. Und zwar bei dem „Hause Ludendorff". O, wie geht er mit „der Ludendorff" um! Er scheut sich nicht, von diesem „Weibe" drucken zu lassen, daß sie so frech wie eitel wie unwissend und wollüstig sei. Er will von ihrem angeblich germanischen Gottesglauben gar nichts wissen, weil er ganz und gar stoffgläubig sei. Ihre Gegnerschaft gegen den Jesus der Evangelien empört ihn aufs tiefste. Er macht sich auch nichts daraus, wenn Adlige oder Offiziere unter seinen Anhängern diese Schmähungen ihres Abgottes und seiner Frau nicht vertragen können.

So haut Dinter zur Rechten und zur Linken, was ohne Zweifel für die meisten seiner Anhänger das liebste Gericht ist.

3. Organisation

Die geistchristliche Religionsgemeinschaft, der Kampfbund zur Vollendung der Reformation besteht aus einer großen Anzahl von Ortsgemeinschaften, die sich über ganz Deutschland und auch über das Ausland erstrecken.

An der Spitze steht mit schier päpstlicher Gewalt Dr. Artur Dinter. Er läßt sich in der von ihm geleiteten Zeitschrift feiern als „unser großer Führer", als „der gewaltigste religiöse Führer seit Martin Luther in Deutschland"; er ist der einzige, der geborene religiöse Führer des völkischen Deutschland. Mit dem von ihm so gehaßten Apostel Paulus hat er nicht nur die Freude am eigenen Ruhm gemein — beim Apostel war sie durchaus, wo sie hervortritt, naiv-antik bedingt — nein, er läßt auch in seiner Zeitschrift einen großen Bericht über seine „dritte Missionsreise nach Ostpreußen" abdrucken. Was es doch für naive Menschen immer noch gibt! Diese Naivität steht Dinter recht gut, weil er offenbar ein durch und durch von seiner Sache überzeugter Prophet ist, dem die von seinen Anhängern gespendeten Lorbeeren gebühren. Er ist für sie geradezu infallibel; wenn sich in den vielen Vortragsabenden die Priester der jüdisch-römischen Kirche ihm entgegenstellen, dann streckt er sie ganz unfehlbar mit dem Hauche seines Mundes nieder.

Seine Zeitschrift zeugt ohne Zweifel von einer ganz ungewöhnlichen Tatkraft und Hingebung an sein Werk. Was schreibt, was redet, was reist der Mann nur das Jahr hindurch! Dann ist es freilich verständlich, wenn die im wesentlichen von ihm — bis auf ein paar sonst unbekannte Theologen und einige andere Anhänger — geschriebene Zeitschrift geradezu einen armseligen Eindruck macht. Immer dieselben Schlagwörter, immer dieselbe Polemik; keine Vertiefung noch Ausbreitung der Gedanken in Weltanschauungs- und Lebensfragen. Was müssen das für Leute sein, die sich solche Kost regelmäßig bieten lassen! Mit Recht wehrt sich Dinter gegen das Mißverständnis, daß das Wort Geist in der Benennung der Geistkirche im Sinn von Esprit zu verstehen sei.

Ja, was sind das für Leute, die ihm anhangen? In jeder Nummer steht eine Gabentafel zu der Lutherspende, die bestimmt ist, Luthers Werk fortzuführen. Bei vielen Spendern ist der Titel angegeben: es sind sehr viel Militärs, viele Aerzte, viele Beamte aus allerlei Kategorien, einige Adelige. Es sind also im ganzen Angehörige der Schicht der sogenannten Gebildeten — wir wollen es mit Wehmut gestehen —, um die wir uns mit unsrer modernen Theologie und mit der „Christlichen Welt" bemüht haben.

Nicht ohne Interesse ist für uns auch der Anfang der Kirchenbildung, der überall hervortritt. Man singt in den Versammlungen das Lutherlied in einer von Dinter vollendeten Gestalt; er plant auch die Herausgabe eines geistchristlichen Gesangbuches, um für Festgottesdienste Lieder zur Verfügung zu haben. Auch einen geistchristlichen Katechismus hat er zu schreiben vor, um schon früh die Jugend für die neue Lehre zu gewinnen. Endlich will man einen Pfarrer anstellen, der Trauungen usw. im geistchristlichen Sinn zu vollziehen habe. So schlägt die neue religiöse Bewegung den uralten Weg ein, der von dem Enthusiasmus zur Bildung einer Kirche führt.

4. Kritik

Es ist unverständlich, wie Dr. Dinter, wenn er den Anspruch auf wissenschaftliche Qualität macht, so wie er es tut über die Bibel und ihre Teile, das Alte Testament, Jesus und Paulus urteilen kann. Wie kann man über das Alte Testament so summarisch schreiben, wie es immer wieder von ihm und seinen Anhängern geschieht! Kennt er nicht die schönsten unter den Psalmen und die klassischen unter den Worten der Propheten? Freilich spricht er genau in derselben summarischen Weise negativ über das Alte Testament ab, wie er gelehrt worden ist, summarisch über es in hohen Tönen zu sprechen. Schädlich ist immer die rein affektive Denkweise, sowohl die, die sich durch Wünsche und Begeisterung, wie die andere, die sich durch Abscheu und Entrüstung bestimmen läßt. Wir Theologen haben es ohne Zweifel solchen Gebildeten und auch Andern leicht gemacht, so zu urteilen, weil wir zumeist begeistert oder entrüstet sind, anstatt die Personen und die Dinge ruhig zu fragen, wie sie denn eigentlich sind, um dann dazu Stellung zu nehmen. Jene affektive, genauer durch Liebe und Haß primär bestimmte Erkenntnis läßt Dinter dann auch auf so seltsame Behauptungen verfallen, wie etwa die der arischen Herkunft Jesu. Sehr einfach wird diese gewonnen nach der Regel: Was sich stark kritisch gegen die Juden äußert, muß arisch sein. Weiß er denn nicht, wie scharf sich einige der großen Propheten wider die Sünden ihres Volkes gewandt haben? Und daß Jesus auf dieser Linie steht und durch sie zum Teil erklärlich wird? Und diese willkürliche Erfindung eines nordischen Kernes im Johannesevangelium, weil es einige Stellen hat, die ihm passen? Zu diesen gehört jedenfalls nicht Joh. 4: „Das Heil kommt von den Juden". Und Paulus! Geradezu strafbar ist diese Unart, von dem Apostel bloß die beiden Stellen Röm. 3 und 1. Kor. 13 heranzuziehen. Wenn man so Dr. Dinter behandeln wollte! Hat er gar kein Empfinden für diese grundgediegene, unbegreiflich bedeutende Persönlichkeit des Apostels in seiner unbedingten Hingebung an seinen Herrn und an seine Gemeinden?

Und was die Kirche, wenigstens die evangelische betrifft, so ignoriert Dinter ganz unzulässig die Tatsache, daß es in ihr nach dem Gesetz der Polarität zwei Richtungen gibt, deren eine sich von Paulus, deren andere sich von dem synoptischen Jesus aus in die andern Teile des Neuen Testamentes

hineintastet, um alles Wahlverwandte an sich zu ziehen. Das ist doch gerade das Vorsehungsmäßige an dem Neuen Testament, daß es in dieser Weise gestattet, von mehreren Punkten aus Segmente in das Buch hineinzuschneiden. Wir dürften auch nichts dagegen haben, daß Dinter ein solches Segment herausgewinnt, wie wir es alle tun, mögen wir auch natürlich sagen, daß wir die ganze Schrift auf unsrer Seite haben. Aber Eines ist es, was Dinter außerhalb des Kreises des Neuen Testaments stellt: in seinen wichtigsten Gedankengängen stellt er ein Wertgut an die Spitze, das unter der Linie des Neuen Testaments bleibt. Jede Religion wird erkannt an dem Wertgut, von dem sie glaubt, daß Gott es fördere, und dessen Förderung sie zugleich von ihren Anhängern verlangt. Das ist im Neuen Testament das Reich Gottes oder der Leib Christi; dies ist ohne jeden Zweifel eine überirdische Größe, sicher nicht die Rasse oder die Nation oder was sonst immer von dieser Wertebene. Diese letztere an die entscheidende Stelle zu setzen, ist eben — spezifisch alttestamentlich. In der Tat weist das ganze Denken Dinters hier eine ganz und gar jüdische Struktur auf. Man darf nicht aus dem Neuen Testament zum Zweck der Propaganda auswählen, was einem in den Kram paßt. Affektive Erkenntnis tritt erst dann in ihr Recht, wenn es sich darum handelt, die objektiv erkannten Wertgüter sich anzueignen; so sollte es mit dem überirdischen, übernationalen Reich Gottes geschehen; ist dies doch eine Größe, die uns in unsrer Wertschätzung mit Vertrauen und Hingebung an sich bindet.

Dieses Reich Gottes erhebt den Anspruch, unbedingt höchstes Gut zu sein und alle andern Wertgüter als Mittel oder als Schauplätze sich unterzuordnen. Unter keinen Umständen geht es an, die religiös-sittlichen Kräfte des Christentums bloß als Mittel in den Dienst der Erneuerung des Vaterlandes zu stellen. Richtig verfährt Dinter in dem ersten Gedankengang, in dem er rein religiös verfährt, wenn er die Auswirkung des, wenn auch falsch verstandenen Reiches Gottes auf Volk und Vaterland als notwendige Folgerung aufstellt. Wir müssen aber gegen alles, was im Stahlhelm, in dem Nationalsozialismus und wo sonst immer verkündigt wird, protestieren, worin nur irgend das Verhältnis zwischen Christentum und Nation so gefaßt wird, daß jenes als Mittel für die Zwecke dieser mißbraucht wird. Das ist eine heutige Ketzerei, die nicht geduldet werden kann. Wir müssen uns mit wissenschaftlich-ethischen Untersuchungen bemühen, dieses Verhältnis grundsätzlich zu klären und dann danach zu handeln. Auch das Deutsche Reich darf nur als Mittel und Schauplatz für das Reich Gottes gewertet werden.

Das wird freilich den vielen ebenso deutsch wie idealistisch gerichteten Männern und Frauen aus gebildeten Ständen nicht leicht eingehen, die sich von Dinter für seine rationalistisch-nationalistischen Gedanken begeistern lassen. Man täusche sich nicht: So wie diese denken ohne Zweifel Viele und oft nicht die Schlechtesten unter den heutigen Gebildeten. Was ist an ihnen versäumt worden, wenn sie dies Dintersche Geistesprodukt sich als Christentum verkaufen lassen! Können wir ihnen auch in ihrer Stellung zu dem von Dinter so abgelehnten Sühnegedanken entgegenkommen, so müssen wir in dem eben besprochenen Kerngedanken unerbittlich sein: Höchstes christliches Wertgut und Zweck aller Zwecke ist und bleibt das überirdische und übernationale Gottesreich, das bleiben wird, wenn alle Reiche dieser Welt, auch das deutsche, vergangen sein werden.

Marburg Friedrich Niebergall

Bücher und Schriften

Natur und Glaube. Das Gottesjahr 1932. Herausgegeben von Wilhelm Stählin. Kassel, Bärenreiter-Verlag. 116 S. 3.50, geb. 4.80 M.

Das „Gottesjahr", das Jahrbuch des Berneuchener Kreises, seit 1924 herausgegeben von dessen Mitbegründer und Leiter, bringt jedesmal neben einem kurzen, fein zusammengestellten Kalendarium mit Wochensprüchen und Gedenktagen, Aufsätze von Mitgliedern dieser Gemeinschaft über einen zusammenhängenden Anschauungskreis, z. B. über Bibel, evangelische Erziehung, Gottesdienst, Sinn der Zeit. Für das Jahr 1932 sprechen zwölf Mitarbeiter in siebzehn Aufsätzen, z. B. über Licht, Erde, Wasser, Feuer, Berge, Tier, Christus und die Schöpfung, Wunder usw., immer im Sinne der Religion, lebhaft bewegt, eigenartig, geistreich und fromm zugleich, nach keiner Seite richtungmäßig gebunden. Besonders wertvoll ist ein Gedanke, der den Berneuchenern eigentümlich ist und der in mannigfaltiger Abwandlung immer wiederkehrt: Die Natur ist für unsere gläubige Erfassung Symbol, Gleichnis für die Schau des Ewigen, das durch sie hindurchscheint, ohne selbst Natur zu sein.

In zwei Punkten stelle ich mich anders ein als das Jahrbuch als Ganzes. Einmal erscheinen mir Gedankengänge von der Schuld oder dem Abfall der Schöpfung, ihrer Entzweiung mit dem Schöpfer, der Erlösungsbedürftigkeit der Natur undurchführbar. Die Begriffe Natur und Schuld widersprechen sich wechselseitig. Dann hätte ich den deutschen Naturglauben viel stärker herangezogen. Es ist sehr gut, wenn Rudolf Spieker von den deutschen frommen Volksgebräuchen und vom deutschen Volksglauben über die „Mutter Erde" sagt: „Hinter diesen bei uns noch vorhandenen Resten einer Erdverbundenheit schlummern uralte Ahnungen und Erkenntnisse, die sich in Volksbräuchen und im Volksglauben erhalten haben bis auf diesen Tag." Es ist trefflich, daß Wilhelm Thomas die Oster- und Sonnwendfeuer und daß Karl Bernhard Ritter die Gefühle unsers Volkes zur Zeit der Winter- und der Sommersonnenwende für seine Gedanken benutzt. Aber das sind doch in dem ganzen Buche nur rühmliche Ausnahmen. Bezeichnend ist es dagegen, daß Paul Tillich in seinem Aufsatz über das Wasser von den Mythen der Babylonier und den ersten Philosophien der Griechen über das Wasser ausgeht und gar nicht daran denkt, daß es einen außerordentlich verbreiteten deutschen Quellenglauben gibt. Die geschichtlichen Tatsachen liegen doch folgendermaßen: Jesus selbst war ein bodenständiger Dorfmann; deshalb blinkt und blitzt es in den Reden Jesu von einer taufrischen frommen Naturschau. Das Christentum selbst aber ist in Jerusalem, Antiochien, Korinth, Ephesus, Alexandrien und Rom, d. h. in naturfremden Großstädten aufgewachsen. „Kümmert sich Gott etwa um die Ochsen?" kann nur ein Stadtmensch wie Paulus schreiben. Deshalb hat das Christentum zwar die obersten, rein geistigen Schichten der Frömmigkeitspyramide auf das herrlichste ausgebildet, aber die untersten Schichten naturnaher Frömmigkeit vernachlässigt. Diese Stadtreligion kam nun zu dem Bauernvolke der Deutschen, das dicht angeschmiegt an die Natur zwischen seinen Wäldern wohnte. Ihre Priester zertraten seine naturnahe Frömmigkeit, soweit es ihnen möglich war, weil sie sie nicht verstanden. Das ist eine alte Schuld, die sich in der Gegenwart rächt. Deshalb wenden sich jetzt manche Gruppen der völkisch Eingestellten haßerfüllt gegen das Christentum und suchen den alten Germanenglauben zu erneuern, was natürlich unmöglich ist. Aber die Frömmigkeitsgefühle der Natur gegenüber, die dem deutschen Volk eigentümlich und in alten Volksgebräuchen noch lebendig sind, müssen wir sorgfältig beachten und in unser Christentum hereinholen. Für diese Gedanken werden die Berneuchener, die doch ihrer Geschichte nach über die Jugendbewegung mit dem Wandervogel zusammenhängen, gewiß Verständnis haben.

Trotz dieser Bemerkungen möchte ich das „Gottesjahr 1932" nicht nur als ein vortreffliches Anregungsmittel für Predigt, Unterricht und Vortragstätigkeit, sondern als eine geistvolle Erbauungsschrift für jeden besinnlichen Christen empfehlen.

Hermann Tögel

Jedermanns Lexikon in zehn Bänden, mit über 600 Tafeln, Landkarten und statistischen Darstellungen. Hauptschriftleiter Heinrich Spiero. Berlin-Grunewald, Herm. Klemm AG. 1929—31. Geb. 75 M. Die Bände (je 300—360 Seiten) sind auch einzeln käuflich (je 7.50 M.).

Das neue Lexikon, dessen erste vier Bände bereits 1930, Spalte 661 f., angezeigt wurden, ist in raschem Fortschritt fertig geworden und hat bereits eine Verbreitung von 50 000 Stück gewonnen. Da es das Vorbild und die Vorarbeit so vieler anderer Lexika mit verwerten kann, ist es fast selbstverständlich, daß es als Handbuch des Universalwissens mit seinen 120 000 Stichworten Außerordentliches leistet (dafür, daß es dies zu solchem Preise und auf so geringem Raume tut, muß man allerdings eine überaus kleine und enge Satzart in Kauf nehmen). Natürlich ist die Einstellung des Ganzen möglichst aktuell; aber nicht nur nach den Seiten des Sportes, der Technik und der Politik, sondern auch nach der sozialen Seite (vgl. z. B. „Geburtenrückgang", „Sozialversicherung", „Streik"). Inwiefern das Werk die älteren Lexika nicht einfach nachahmt, sondern einen eigenen Stil sucht, ist in der früheren Anzeige gesagt und bedarf nicht der Wiederholung.

Unsere Aufgabe kann es jetzt nur sein, zu fragen, ob die neuen Bände auf dem religiösen Gebiet das halten, was die ersten zu versprechen schienen. Da muß leider wie bei den anderen großen Konversationslexika so auch hier zuerst gesagt werden, daß im Ganzen das religiöse Gebiet nicht den Raum erhält, der ihm gerade in der Gegenwart gebührt. Ein Beispiel: dem Stichwort „Religion" wird etwa eine Spalte, dem „Roman" werden etwa acht, der „Romantik" etwa vier Spalten zugebilligt! Daher erhalten beim Religionsbegriff nur Lagarde und Goethe (in trefflich ausgewählten Zitaten!) das Wort, während weder Schleiermachers „schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl" noch R. Ottos „Heiliges" irgendwie herangezogen werden. Allerdings wollen wir uns dabei der Gerechtigkeit halber an den verhältnismäßig großen Raum erinnern (7 Spalten), den die zu „Evangelium" und „evangelisch" gehörenden Artikel

haben. Aus der allzu großen Beschränkung des der Religion zugestandenen Raumes erklärt es sich wohl auch, daß die „Theologie der Krisis" zwar der Zeitlage entsprechend einen kleinen Artikel hat, aber kaum verstanden werden kann, da dieser Artikel nirgends unterbaut ist, vor allem nicht durch den (sehr unzulänglichen) über „Theologie".

Sieht man aber von diesem Gesamtmangel ab, in dem auch „Jedermanns Lexikon" sich allzu sehr der Jedermanns-Stimmung anpaßt, so darf man die verständnisvolle Behandlung des religiösen Gebietes rühmen. Die Verfasser der religiösen Hauptartikel begnügen sich durchaus nicht mit bloßem Tatsachenwerk, sondern suchen wenigstens andeutend in einem gut evangelischen Sinne zur Innenansicht des jeweiligen Gegenstandes zu führen. So bei den Artikeln „Gott" (38 Zitate), „Jesus Christus" (fast drei Spalten), „Rechtfertigung aus dem Glauben" (freilich müßte hier die sehr theologische Erörterung in „Laiensprache" übersetzt werden), „Reformation" (langes Goethezitat), „Luther" (aber weshalb kommt hier Holl nicht einmal in der Literatur zur Geltung?), „Tolstoi", „Unsterblichkeit", „Zehn Gebote" (die israelitische und die lutherische Fassung auf einer Tafel nebeneinander) u. a. Gerade weil die Verfasser so stark in die Tiefe drängen, wünscht man erst recht, daß ihnen räumlich mehr Möglichkeit dazu gegeben wäre. Möchten in Zukunft neue Auflagen — oder neue Lexika? — hier weiter führen und uns ein Werk schenken, das in vollem Sinne eine evangelische Parallele zum katholischen „Herder" genannt werden könnte! — Wertvoll ist die systematische „Gesamtübersicht" am Schluß des zehnten Bandes, die alle richtunggebenden Artikel der einzelnen Gebiete zusammenstellt und so zusammenfassende Belehrung ermöglicht. Der Verlag ist mit Recht gerade auf diese Neuerung stolz. Kurt Kranzler

Einleitung in das Neue Testament. Von Adolf Jülicher. 7. Auflage. Neu bearbeitet in Verbindung mit Erich Fascher. Tübingen, J. C. B. Mohr 1931. 622 S. 20, geb. 22 M.

Wenn ein so weitverbreitetes Buch wie Jülichers Einleitung, das seit 1906 nicht wieder neu bearbeitet ist, in neuer, veränderter Gestalt auf dem Büchermarkt erscheint, so verdient diese Tatsache allein schon einige Beachtung. Haben sich doch seit 1906 auf dem Gebiet der neutestamentlichen Exegese manche Wandlungen vollzogen. So greift man mit Interesse nach diesem Buch. Sein Aufbau und Inhalt ist, aufs Ganze gesehen, derselbe geblieben; daß ein Forscher wie Jülicher seine Stellung in den neutestamentlichen Einleitungsfragen grundlegend ändern würde, war ja auch nicht zu erwarten — umsoweniger, da er bei aller Kritik in seinem Urteil stets besonnen und vorsichtig gewesen ist. Im Einzelnen ist freilich auch manches anders geworden; schon dadurch, daß Jülicher sich mit Fascher in die Neubearbeitung geteilt hat; der letztere hat außer der Einleitung die Abschnitte über die Pastoralbriefe, katholischen Briefe und die Evangelien, Jülicher selbst die Paulusbriefe, Text- und Kanonsgeschichte bearbeitet. Aber auch abgesehen von der Einarbeitung der neueren Literatur und der Rücksichtnahme auf die modernen Fragestellungen ist die Beurteilung nicht immer dieselbe wie in den früheren Auflagen; so fällt bei Jülicher in der Echtheitsfrage des zweiten Thessalonicherbriefes die Entscheidung jetzt zu ungunsten der Echtheit aus. Fascher hat sich bei dem von ihm bearbeiteten Stoff ziemlich eng an Jülichers Vorlage aus der 6. Auflage gehalten; z. B. mehr als wohl Jülicher selbst getan hätte. Insbesondere hätte die Behandlung der synoptischen Evangelien einer gründlichen Neugestaltung bedurft; ich meine zwar nicht, daß die moderne form- und traditionsgeschichtliche Forschung alle Rätsel gelöst hat, aber doch, daß sie den Rahmen der Darstellung Jülichers sprengt, den Fascher aus der 6. Auflage beibehalten hat. Immerhin wird man die Gründe würdigen müssen, die Fascher zu seinem pietätvollen Verhalten der Arbeit Jülichers gegenüber geführt haben; dieser Haltung ist es auch zu danken, daß das Werk als Ganzes doch einen einheitlichen Eindruck hinterläßt. Den Satz der Vorrede, den Jülicher „als sein letztes Wort an die Freunde der neutestamentlichen Einleitung" bezeichnet, daß „dem Isagogiker der Ausleger voranzugehen hat", möchte man allen Neutestamentlern ins Stammbuch schreiben.

Im Ganzen darf man die Neubearbeitung freudig begrüßen und ihr, wie den früheren Auflagen, fleißige Leser wünschen, auch wenn man manche Einzelfragen anders beurteilt. Nur ist der Preis für ein Buch zu hoch, das in erster Linie der studierenden Jugend Belehrung spenden möchte; man möchte wünschen, daß der Verlag ihn bald wesentlich mäßigen kann. Wilhelm Mundle

Farbig und Weiß. Von Wilhelm Mensching. Rassen-, Kolonial- und Kulturfragen. Wernigerode a. Harz, Hans Harder Verlag 19. 224 S. 5.50 M.

Ein Buch für uns alle, die wir nicht Zeit haben, regelmäßig die Fachliteratur über Rasse-, Kolonial- und Kulturfragen zu lesen, die aber überzeugt sind, daß wir Deutsche hier zur Mitarbeit berufen sind — vielleicht gerade weil wir keine Kolonien und Mandatsgebiete haben. Und ein Buch für Alle, die befürchten, daß wir durch die Sorge ums Brot eng und kleinlich werden könnten und daß mit unserem standard of life auch unser standard of mind sich senkt und die trotz aller innerdeutschen Nöte ein Fenster offen haben möchten nach „draußen".

Das Buch spannt seinen Rahmen weit. Es führt mit Siebenmeilenstiefeln durch alle Kontinente. Bringt Kolonialbesitz wirklich Arbeit und Brot? ist die erste Frage des Verfassers. Der zweite Abschnitt schildert den Riß zwischen den Rassen an seinen Hauptschauplätzen, besonders den „Brandherd" U. S. A., wo die Farbigen bewußt und zäh um Gleichberechtigung kämpfen — ferner die farbigen „Völker ohne Raum" in Ostasien und Südafrika. Die Haltung des Weißen Mannes draußen versucht Mensching zu erklären aus der Seelenhaltung der Europäer vor 500 Jahren, die unbedenklich folterten und brannten und Leib und Leben des gemeinen Mannes gering achteten. So hat der Weiße die alten Kulturvölker des Ostens mit eiserner Faust niedergehalten, jede Reform mit Gewalt verhindert, Schnaps- und Opiumhandel mit Kanonenbooten und Bajonetten erzwungen und viele primitive Stämme durch Einfuhr von Alkohol, Waffen, und durch Einschleppung von Geschlechtskrankheiten zu Grunde gerichtet. „Die koloniale Herrenstellung trug wesentlich dazu bei, daß die Seele des Abendlandes immer kapitalistischer, nationalistischer und militaristischer, immer dünkelhafter, ehrfurchtsloser und innerlich zerrissener wurde." — — — Aber mit dieser Entwicklung kreuzt sich eine andere. Ein „Wandel in der abendländischen Seele" kündigt sich an. Mensching glaubt ihn veranlaßt durch „Berührung mit Rassen und Kulturen, die mehr bürgerliche Freiheit und religiöse Duldung besaßen" und führt als Zeugen Leibniz und Wolff an. Die neuen sozialen und humanen Gedanken des Westens finden starken Widerhall bei den Farbigen. Schwarze Volkserzieher wie Booker T. Washington und überhaupt der „neue Neger" in U. S. A. — die Reformarbeit moderner Häuptlinge in Südafrika, die selbstlosen „Diener Indiens" und chinesische Reformer wie Sun Yat Sen sind Zeugen dafür. Eine neue Zeit kündigt sich an. Wird der Weiße Mann seine Anmaßung aufgeben und sich zu brüderlicher Zusammenarbeit mit den Farbigen bereit finden lassen, ehe es zu spät ist?

Es ist viel hineingepackt in dieses Buch. So muß der Verfasser oft mit großen Zügen in einer Art Holzschnittmanier Völker, Kulturen und Zeitabschnitte umreißen. Dabei bleibt natürlich keine Zeit, so umstrittene Begriffe wie Rasse oder Kultur zu analysieren. Doch verdeutlicht er solche Ueberschau immer wieder durch ein Bild, eine Episode, ein Reiseerlebnis oder ein Zitat, sei es von Leibniz oder aus der Spruchweisheit der Afrikaner. Gewiß wird sich mancher Leser veranlaßt sehen, diesen Dingen weiter nachzugehen. Das Literaturverzeichnis bietet eine gute Handhabe dazu (Gutmann, Weichert, R. Wilhelm u. A. m.). Nennen möchte ich hier noch das neue Negerjahrbuch, das vorzügliches Material bieten soll (Negro Year Book 1931—1932. Tuskee Institute, Alabama) und J. H. Oldhams Christianity and the Race Problem. Leider liegt von beiden noch keine Uebersetzung vor.

Maria Frick

Die Mietskaserne. Roman junger Menschen. Von Ernst Erich Noth. Frankfurt a. M., Societäts-Verlag 1931. 330 S. 4,80 M.

Ein erschütterndes Buch in seiner unerbittlichen Realistik. Zwei Knaben, gut begabt, gut geartet, wachsen auf in der erdrückenden Atmosphäre einer Großstadt-Mietskaserne. Häusliches Elend, nachbarliche, durch Neid, Klatsch, Haß, Bosheit vergiftete Luft umgibt sie von klein auf; der Dämon der Mietskaserne läßt kein freundliches Licht in diese Jugend scheinen. Ohne Beachtung der Lebensumstände werden beide Knaben zum Uebergang in eine höhere Schule vorgeschlagen, um rein äußerlich der Losung „Freie Bahn dem Tüchtigen" nachzukommen. Niemand, der ihnen hilft, eine Brücke zu schlagen von ihrer Armut, ihrer Hilflosigkeit zu den als selbstverständlich angesehenen Anforderungen der gehobenen Schulexistenz. Verachtet, gehetzt, von jeder Art Versuchung und Verführung umgeben, werden sie tiefer und tiefer in Laster und Unrecht verstrickt. Der ganze Jammer verderbter Großstadtjugend starrt einem entgegen. Das „Zuhause" der Mietskaserne lähmt und ertötet jeden Widerstand. Als alle Wogen der Verzweiflung über den beiden Freunden zusammenschlagen, macht der Eine Schluß mit seinem Leben. Der Andre, aufgerüttelt durch das Furchtbare, findet noch in letzter Stunde rettende Hände, sodaß er neu anfangen kann, fern von dem Haus, das ihm mehr Hölle als Heimat war.

Ein ganz dunkles Gemälde, von dem man nur hoffen kann, daß es malt, was in seiner Hoffnungslosigkeit so sein kann, aber nicht so sein muß. Zum Beispiel mag ich nicht glauben, daß die Leiter und Lehrer einer höheren Schule so wenig Kenntnis und Einsicht haben in das, was bei ihren Schülern vorgeht. Ein wenig Verstehen, ein wenig gütige seelische Hilfe hätte diese beiden Knaben vor vielem bewahren können. So ist nicht nur der Dämon „Mietskaserne" der Fluch dieser Jugend; tausend schwere Versäumnisse und Schäden unsers Gesellschaftssystems erdrücken und töten wertvolle Jugend. Was kann dagegen geschehen? Dora Rade

Das Wort Gottes im Gottesdienst. Von D. Andreas Duhm. München, Ernst Reinhardt 1931. 80 S. 3.80 M.

Während im lieben Vaterland sonntäglich von zehntausend Kanzeln „Gottes Wort" mit heißem Bemühen verkündet wird, geht es in diesem mit frischem Angriffsgeist geschriebenen Buch wieder einmal um das Wesen der Predigt, um die ganze Problematik unsrer kultischen Rede. Ich sage das nicht im Ton der Kritik oder des Spottes. Im Gegenteil: Duhms Schrift kann gar nicht ernst genug genommen werden. Seit hundert Jahren wird um das rechte Verständnis der Predigt gerungen, ob sie eine missionarisch-pädagogische

oder eine künstlerisch-darstellende Abzweckung in sich trägt. Nun meldet sich auch die dialektische Theologie zum Wort (Karl Fezer: Das Wort Gottes und die Predigt), um vom „streng theozentrischen" Standpunkt aus den Charakter der Predigt zu erfassen und sie zu ihrer gottgegebenen Aufgabe zurückzuführen. In diese scheinbar hoffnungslose Problematik bohrt sich Duhms theologisch wie psychologisch tiefgrabende Arbeit ein, um im Schlußkapitel die Wahrheitsmomente all dieser Theorien ans Licht zu stellen und dem Pfarrer neue Zielsicherheit in der Erfüllung seiner schwersten Aufgabe zu schenken. Wertvoll an dem Buch ist aber nicht nur das gewonnene Resultat. Fast noch wertvoller erscheint mir, was uns Duhm unterwegs, auf dem Weg zum Ziele, schenkt. Was er da ausführt über den Gott des Kosmos, über die Entgottung der Kultur durch die kirchliche Verkündigung, über die Verarmung unsres Glaubens (Gesangbuchdichtung!), über die Spannung zwischen „Ur"-wort, Schriftwort und heutigem Predigtwort — das alles sind Gedankengänge, die dem kirchlichen Denken weithin abhanden gekommen sind, die aber unbedingt wieder aufgenommen und neu durchdacht werden müssen, wenn wir aus der erhitzten Atmosphäre der theologischen Gegenwart (Duhm redet freilich von einer eisigen Luft, meint aber dasselbe) wieder herauskommen wollen. So sei das Buch wärmstens dem Nachdenken aller theologischen Theoretiker und kirchlichen Praktiker empfohlen. Martin Eger

Brannte nicht unser Herz? Jesu Leidensweg in 40 Predigten und Ansprachen vergegenwärtigt. Von Franz Tügel. Zweite Auflage. Schwerin, Fr. Bahn 1930. 277 S. 7.50, geb. 9 M.

Diese Predigtsammlung verdient auch in ihrer 2. Auflage noch einmal beachtet zu werden. Franz Tügel spricht in seinem Vorwort von der Vergegenwärtigung und Verpersönlichung des Leidens und Sterbens Christi und Helmuth Schreiner hat geurteilt, daß Kierkegaards Forderung der Gleichzeitigkeit mit Jesus hier mit entschlossenem Ernst durchgeführt sei. Treffender kann die innere Eigenart dieser Passionsandachten nicht charakterisiert werden. So müßte es auch möglich sein, außerhalb der eigentlichen Passionszeit „Passionsandachten" zu halten! Jedenfalls sollten wir uns einmal während der Sommermonate durch diesen Predigtband in die Passion Jesu hineinführen lassen. Dann träte es noch mehr in unser Bewußtsein, wie seine Passion und das Gesamtleben unserer Gegenwart innerlichst miteinander verbunden sind.

Christoph Schomerus

Die Heilung durch den Geist. Von Stefan Zweig. Leipzig, Insel-Verlag 1931. 445 S. 10 M.

Wir lesen in diesem neusten Buch des Dichters vom Schicksal und Werk dreier Menschen, denen derselbe Ruf ertönt, die, Jeder auf seine Weise, an das Innerste des Menschen in heilender Absicht heranzukommen suchen und von denen Jeder eine besondere Bedeutung nicht nur in der Heilkunde, sondern in der Geschichte überhaupt bekommen hat. Zunächst begegnet uns in einer fein durchgearbeiteten psychologischen Studie der „Erfinder" des Magnetismus, Franz Mesmer. Wen er heilt und wie er es tut, welche Schwierigkeiten ihm bei der Zunft daraus erwachsen, warum er schließlich abgeschieden von aller Welt lebt, das alles ist überaus lebendig und stellenweise ergreifend geschildert. Viel dramatischer wirkt die Geschichte der Gründerin der Christian Science, Mary Baker-Eddy. Man bekommt geradezu einen Abscheu vor soviel Geltungsdrang und Machtwillen, staunt dann aber doch über das ungeheuerliche Werk, das diese durch und durch kranke Frau mit einer geradezu wilden Energie zustande bringt. Ueber den pathographischen Wert dieser Psychobiographie will ich hier nichts sagen, nur andeuten, daß das Material oft nicht genügend zu Worte kommt, und man sehr in seinem Urteil vom Dichter und seiner Deutung abhängig bleibt. Das gilt in etwa auch von der fast leidenschaftlichen Würdigung des Werkes von Siegmund Freud, die über ein Drittel des Buches umfaßt. Auch hier hat der Dichter mit viel Kenntnis ein umfassendes Bild vom Werden und Wesen der Psychoanalyse gegeben, auch hier gelingt es ihm, mitzureißen, aber es bleibt ein Rest von Mißtrauen gegen diese ganz offensichtliche Apotheose des noch lebenden Forschers. Nicht weil es sich um den viel umstrittenen Freud handelt — daß er allergrößte Verdienste um die moderne Seelenkunde und Seelenführung hat, kann nur der Ignorant oder der Feind der überall, gerade auch bei Freud, dahinterstehende Weltanschauung behaupten —, sondern weil es eine Anpreisung ist, die sich in einer Apologie ganz gut, in einem biographischen Kunstwerk nicht gut ausnimmt. Es wird zu wenig Maß gehalten. Wie denn überhaupt das ganze Buch überreich an Superlativen ist. Schließlich noch ein Wort der Kritik: Der beherrschende Grundgedanke des ganzen Werkes ist die Frage nach dem Wesen der wegweisenden, der unzeitgemäßen Persönlichkeit: der Führer ist immer der Ferne, der Hochstehende, den die Menschheit haßt, weil sie ihn nicht ertragen kann. Ist es nicht aber gerade so, daß wirkliche Führer immer der lebendige Ausdruck eines Gruppenwillens, eines sich selbst vielleicht nicht klaren Gesamtwillens sind?

Aber diese kritischen Einwände wollen nicht herabsetzen, eher anspornen, dieses mit soviel Kenntnis und leidenschaftlicher Hingabe geschriebene Buch zu lesen. Herbert Grabert

In ernster Weltstunde. Bericht des Weltkomitees der Christlichen Jungmännervereine an die 20. Weltkonferenz zu Cleveland, 4.—9. August 1931, herausgegeben vom Weltkomitee der Christlichen Jungmännervereine, Genf, Rue de Monchoisy 2. 298 S. 4 M. (5 Frs.)

In diesem Berichte weht eine starke ökumenische Luft. Für die Leser, denen die Geschichte, die Organisation und die einzelnen Aufgaben des Weltbundes weniger wichtig sind, bietet das Büchlein weltweite Gesichtspunkte genug, um einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Die Bestimmung des Weltbundes „Dienst an der Jugend in allen ihren Beziehungen und auch allen ihren Interessegebieten und Nöten" wird in die Beleuchtung der religiösen, sozialen, wirtschaftlichen Lage der Gegenwart hineingestellt, die die überraschende Aehnlichkeit dieser Verhältnisse auf der ganzen Erde, soweit der Weltbund reicht, zum Bewußtsein bringt. Was ist das für eine ökumenische Macht, die von Amerika nach Indien, von Rußland nach Australien, von England nach China reicht! Auch in dem Sinne ist's ein Weltbund, daß er die Welt nach Christi Willen zu gestalten sucht. Alle Fragen und Nöte, die alle Arten von Jugend umtreiben, werden ins Auge gefaßt; jetzt ganz besonders die sexuelle Not und die Rassen- und Völkerfrage, letztere natürlich in einem weltweiten Geist. Nirgends macht sich dogmatische Enge bemerkbar, die einem Andersdenkenden die Mitfreude an diesem großen Werke mindern könnte. Friedrich Niebergall

---

Neue Veröffentlichungen des „Bücherkreises"

Die sozialistische Buchgemeinschaft „Der Bücherkreis" (Berlin SW 61), die in jedem Vierteljahre zwei bis drei neue Bücher herausbringt, zeigt in ihren neuesten Erscheinungen, daß sie dauernd bemüht bleibt, ihrem Verlagswerk Aktualität zu geben, d. h. wichtige allgemeine Fragen der Gegenwart in dichterischer Form behandeln zu lassen.

Das gilt besonders, weil im Hinblick auf deutsche Verhältnisse, von dem neuen zweibändigen Roman Karl Schröder's „Familie Markert", den der Verfasser bescheiden eine Studie für einen geplanten Gesellschaftsroman aus der Gegenwart nennt. Das Buch ist mehr als Materialsammlung und Gestaltungsversuch. Es ist bereits künstlerisch geformte Gegenwart, die voll ist von Leid, Kampf, Tragik, — die aber auch gesunde Keime einer besseren Zukunft in ihrem Schoße trägt.

Die Angehörigen der Familie Markert sind scharfgesehene und sicher hingestellte deutsche Kleinbürger: die tapfer schaffende und duldende Mutter (Mittelpunkt der ganzen Gruppe), der hemmungslos schädigenden Einflüssen unterliegende Vater (Last der Familie), dazu die Jungen in heißem Ringen um eine neue Welt. Treue Kameradschaft. Unseliger Kampf. Erquickend, wie da junge Menschen, ernst und wahrhaftig, um eine neue, sinnvolle Gemeinschaft von Mann und Frau ringen; erschütternd, wie ein gutveranlagter, heftiger Junge, instinktiven Wallungen und unkontrollierten Eindrücken hingegeben, ins gegnerische Lager rennt, Unfriede in die Familie bringt und doch deren Liebe nicht verliert.

Der große Gegensatz der „feindlichen Brüder": Sozialdemokratie und Nationalsozialismus klafft auf; er erscheint hier im ganzen als Gegensatz zwischen vernünftigen Menschen starken und tiefen Gefühls und leichtentflammten Menschen des Affekts. Es ist ein Beweis reifer Künstlerschaft, daß der Verfasser der Versuchung widerstanden hat, den Nazi schwarz in schwarz zu malen; es bleibt trotzalledem Sympathie für den stürmischen Jungen übrig, der wie blind ins eigene Unglück jagt.

Daß Schröders neues Werk eine neue Stufe künstlerischer Entwicklung des Verfassers darstellt, geht vor allem auch aus der sprachlichen Gestaltung hervor; besonders das einleitende Kapitel ist ein Muster ausgezeichneter, ebenso klarer wie eindringlicher deutscher Prosa.

In bürgerliche Schichten, die durch Krieg und Inflation innerlich zersetzt sind, führt Franz Jung's Roman „Hausierer", eine sehr ernste gesellschaftskritische Studie. Jagd nach dem Gelde, aus Not oder Gier, ist Lebensinhalt dieser — wie eigentlich die gesamte Wirtschaft — aus der Bahn geworfenen, entwurzelten Zeitgenossen, die mit Gesinnungsliteratur wie mit Waren für den Alltagsbedarf „hausieren". Zerfall der alten bürgerlichen Geschäftsmoral, Versinken in Tatenlosigkeit und Suff; zum Schluß entsteht der Eindruck einer kommenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Katastrophe. Wer von modernem Gründungsschwindel, Zollschwindel, Literaturschwindel „fürs Volk" etwas wissen will, muß das Buch lesen.

Die Ehekrisis in Rußland behandelt der von Nina Stein übersetzte Roman „Die Rebellion des Ingenieurs Karinski" von Dmitrij Tschetwerikow, der in die Kreise der Sowjetbeamten hineinleuchtet. Der leise, gelassene Humor der Darstellung schließt Pathos und Tragik aus: im Grunde sind es beinahe kindliche Stimmungsmenschen, die da auf der Suche nach Gefährten sind. Sie bleiben kindhaft auch da, wo sie sich dialektisch mit der Frage Liebe und Ehe auseinandersetzen. Und ihre Tränen und Em-

pörungen sind ebenfalls Augenblickswallungen von Kindern. Darum wird auch der, der diese Dinge tiefer faßt, nicht den Eindruck der Frivolität erhalten, sondern eher einen Anstoß, die Ehekrise zwar ernst genug, aber nicht allzu tragisch zu nehmen.

Von Jan Tschichold ausgezeichnet ausgestattet ist das hochinteressante Reisebuch über die kleine Republik Tuwa von Otto Mänchen-Helfen. Der Verfasser ist der erste europäische Forscher, der in Gemeinschaft mit den Eingeborenen dieses kleinen Staatswesens gelebt hat; es liegt zwischen Rußland und China in Zentralasien, ist dem Namen nach autonom, wird von Rußland bestimmt. Das mit schönen Bildern geschmückte Werk behandelt ein bisher unzugängliches Gebiet und ist allen Freunden völkerkundlicher Lektüre wegen des aufschlußreichen Inhalts und der spannenden Darstellung warm zu empfehlen.

Die Schwächen des Bürgertums endlich will wie in einem Lachkabinett die Sammlung „Das lustige Buch“ zur Erscheinung bringen, das Arthur Goldstein gesammelt und herausgegeben hat. Das Werk ist eher humorvoll und witzig als höhnisch-aggressiv, pritscht also eher als daß es tödlich verletzte. Die „Diskussion über ein Dienstmädchen“ (von L. Rhan) oder den „Kinobesuch“ (von Peter Panther) haben wir ebenso oder so ähnlich wohl alle schon erlebt, und daß der Scharfrichter, bevor er seines Amtes waltet, das Beil in einen Eimer Lysoform taucht, ist eine der Grotesken des heutigen Lebens — bei der einem allerdings beinahe das Lachen vergehen könnte.*) Georg H Neuendorff

An die Leser

Fast fünfundsiebzigjährig hat Rade die Leitung des Blattes niedergelegt, das er mit Wilhelm Bornemann, Friedrich Loofs und Paul Drews 1886 begründet und fünfundvierzig Jahre hindurch herausgegeben hat. Das ist kein Abschied. Die Leser und Freunde der „Christlichen Welt“ hoffen auf seine weitere Mitarbeit und bitten darum. Und wie er in der letzten Nummer den Redaktionswechsel überhaupt nicht erwähnt hat, so wäre es nicht in seinem Sinn, wollte ich, der versuchen soll, seine Arbeit weiter zu führen, heute anders zu ihm reden als so, daß ich mich an die Leser wende, an alle diejenigen Leser, die mit der „Christlichen Welt“ Gesinnungsgemeinschaft verbindet, und sie bitte: helft durch innere und äußere Teilnahme, durch Mitarbeit, durch Kritik an unserem Blatt, die dem Herausgeber mitgeteilt wird, durch Werbetätigkeit für unser Blatt das Werk fortsetzen, das Rade begründet hat!

Je schwerer die wirtschaftliche Not heute unser Volk und manche andere Völker belastet, um so mehr bedürfen wir des Vertrauens, das nach oben blickt, und des Christenwillens, der tätig hilft: je verworrener die geistige Lage erscheint, je engherziger Viele werden, um so mehr tut ein weltweiter Sinn not.

Das folgende warme Wort eines alten Freundes aber, das unerbeten mir zuging, soll hier seinen Platz finden. Er spricht für Viele. Mulert

An Martin Rade

Verehrter Freund!

Trotz einer Bekanntschaft von über dreißig Jahren und einer fünfundzwanzigjährigen Ortsgemeinschaft oder Nachbarschaft erlaube ich mir diese Anrede heute zum ersten Male. Aber gerade die reine Sachlichkeit unsrer Beziehungen und die mit Bewußtsein von mir aufrecht erhaltene Distanz gibt meinem Abschiedswort an Sie als den Begründer und bisherigen Herausgeber der „Christlichen Welt“ vielleicht größeres Gewicht, als wenn es engere oder engste und dauernd gepflegte Freundschaft spräche. Es ist die Stunde, da einmal in aller Oeffentlichkeit und mit aller Klarheit ausgesprochen werden muß, was die „Christliche Welt“ bedeutet, was ihr das besondere Gepräge gegeben hat. Es ist dies, daß Sie Journalist sind aus Gewissen und mit Gewissen.

An sich hat das Wort Journalist einen üblen Klang. Man denkt an Dilettanten der Feder, die hinter klingenden Worten Mangel an Gründlichkeit verbergen, Bekanntes in das Gewand der Neuheit hüllen, Selbstverständlichkeiten und Nichtigkeiten als Offenbarungen frisieren, mit orakelnder Geistreichelei blenden und dank schielender und schillernder Wendungen, wie auch die Zukunft Dinge und Urteile wandeln möge, doch immer recht behalten. Man denkt an geschäftstüchtige Menschen, die das Lied dessen singen, dessen Brot sie essen, als da ist der Besitzer der Zeitung, die Partei, als deren Organ sie gilt, die Leserschaft, deren Geschmack und Meinung sie frönt. Man denkt an selbstherrliche Naturen, etwa an Literatur- und Kunstpäpste, die nur ex cathedra zu sprechen vermögen und eine Gemeinde von Gläubigen um sich sammeln, die sich möglichst zu einem festen Stamm von Beziehern ihrer Zeitschrift verdichten soll. Aber man denkt kaum noch an den Ahnherrn des Journalismus in Deutschland: an Hutten.

Hutten — ich sehe ihn, wie ihn Herder, Goethe, Strauß, Meyer, Flake sehen — ist Journalist geworden, wie Jeremias Prophet ward: es ward wie ein brennend Feuer in seinen Gebeinen, daß er's nicht lassen konnte und wäre schier vergangen. Hutten hat es „gewagt“, weil er es wagen mußte, weil eine innere Gewalt, weil das Gewissen ihn trieb. So wurde der Journalismus für ihn Beruf, und, wie Alles, was mit innerer Notwendigkeit geschieht, auch Martyrium. Dieser Journalist von Gewissens wegen darf aber vielleicht überhaupt nicht als ein besonderer Typ des Journalismus angesprochen werden, weil er überhaupt kein Typ, sondern eine Ausnahmeerscheinung ist, und das um so mehr, wenn, wie bei Ihnen, das Temperament zugleich gebändigt wird durch das Ethos der Bergpredigt.

Das Gewissen trieb Sie, Dinge und Fragen zu erörtern, die Kirche, Staat und Gesellschaft überhaupt nicht und am wenigsten vom Theologieprofessor und Pfarrer erörtert wünschten. Gegenüber Zuständen, mit denen sich Beamten-, Untertanen- und Philisterverstand als mit Gegebenheiten abgefunden hatte, fragte Ihr Gewissen: Muß das sein? Kann es nicht anders, nicht besser sein? Hatte eine Behörde oder eine Partei gesprochen, horchte Ihr Gewissen auch auf die Stimme des Angeschuldigten und die andere Partei. Wenn eine Fragengruppe Ihnen gefühlsmäßig nicht lag, Sie aber intellektuell ihre Wichtigkeit erfaßt hatten, überwand Ihr Gewissen den seelischen Widerstand. Gern gaben Sie dem Gegner das Wort, und es ist nicht Ihre Schuld, wenn dies Entgegenkommen nicht mehr benutzt wurde. Immer aber trachteten Sie, daß die Frage, die im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stand oder von Ihnen hineingestellt wurde, von Sachverständigen, die völlig mit dem Stoffe vertraut sind, behandelt und von verschiedenen Seiten beleuchtet wurde. So suchten Sie sich selbst überall Mitarbeiter und vermieden es, die „Christliche Welt“ jenen an sich durchaus achtbaren Zeitschriften anzugleichen, die für jedes Gebiet ständige Mitarbeiter haben — eine Einrichtung, die eine gerade Linie gewährleistet, aber vor Einseitigkeit und Langeweile nicht schützt. Fast unübersehbar ist so die Zahl Ihrer Mitarbeiter geworden. Es sind hochangesehene Namen darunter, daneben solche, die zuvor noch keinen Klang hatten. Nur der Inhalt entschied über die Aufnahme eines Manuskriptes, aber wenn Sie doch einmal dem Pietätsgefühl gegenüber einem bejahrten Mitarbeiter oder der pädagogischen Absicht der Ermunterung eines jugendlichen Mitarbeiters Raum gaben, konnten Sie überzeugt sein, daß Ihre Leser Ihre Gründe verstanden und würdigten.

Natürlich hat der Stoff — das seelische Eigenleben, Vergangenheit und Zukunftsmöglichkeiten der Religion, die Entwicklung der protestantischen Theologie, gegenwärtige und Zukunftsaufgaben der Kirche, Recht und Unrecht der Kirchenpolitik, ethische Grundfragen und ethische Sondergebiete: Geschlechts- und Berufsethik obenan, die soziale Frage, die Berufsnot einzelner Stände, Irrwege und Abwege innerer und äußerer Politik, Neuwertung und Umwertung alter und Würdigung neuer Kunst und Dichtung, Wandlungen der Philosophie — den ursprünglichen Rahmen der Zeitschrift gesprengt, wie auch Ihr eigenes Ich aus der theologischen Umhüllung herausgewachsen ist. Trotzdem besteht der Name „Christliche Welt“ zu Recht, wenn anders man mit Schleiermacher im

*) Ein Nachtrag des Verfassers berichtet noch von einem charakteristischen Hus-roman Oskar Moehrli's, der in derselben Reihe erschienen ist. Wir müssen leider auf diesen Bericht verzichten. D H

Christen einen Menschen sehen darf, der Nichts aus, aber Alles mit Religion tut.

Die Leserzahl der „Christlichen Welt" hielt sich in Grenzen. Das konnte nicht anders sein. Denn sie konnte nicht die zu Lesern gewinnen, deren Schwäche es nicht verträgt, ihre kirchlichen, politischen, nationalen und ästhetischen Grundmeinungen zu Problemen gemacht zu sehen, die ihre Augen vor Tatsachen und Erkenntnissen verschließen, von deren erschütternder Wucht sie umgeworfen zu werden fürchten, die im Text einer Zeitschrift nur sich selber spiegeln, in ihren vorgefaßten Meinungen befestigt werden und immer im Bannkreise ihres Anschauungs- und Erlebnisgebietes bleiben wollen, die aber nicht solche Fragen und Aufgaben, die Zufall oder Absicht von ihnen fernhielt, zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht oder sich ins Gewissen geschoben wissen mögen, was im Grunde dasselbe ist: Denken ist eine ethische Funktion. Und manche der heutigen kirchlichen, politischen, sportlichen und sonstigen Vereinigungen, die ihre Polypenarme nach der Jugend ausstrecken, wollen das Eigenleben nicht entbinden, sondern abtöten: Gewissen haben heißt aber individuell sein können.

Das Gewissen gab den Stoff. Aber es bestimmte auch den Ton. Die Sachlichkeit der Kritik, die Zurückhaltung in der Empfehlung der Werke der Mitarbeiter, das Wegsehen vom Allzumenschlichen der Gegner, die bis an die Grenze der Selbstbehauptung reichende Einfühlung in den Andersdenkenden waren vorbildlich. Daß ein Teil der kirchlichen Presse sich hartnäckig diesem Einflusse der „Christlichen Welt" bis heute entzogen hat, ist eine von den Enttäuschungen, die Ihnen Ihre heiße und unerwiderte Liebe zur Kirche brachte.

Größer noch mag der Schmerz über einstige theologische Freunde gewesen sein, die Ihre politische Anschauung mißbilligten, statt daß sie versucht hätten, sie zu verstehen und die um der politischen Anschauung willen auch ihrem Träger aufsagten, selbst wenn Sie Ihrerseits sich zuvor für ihre Person eingesetzt hatten. Denn an vielen „Rettungen" und Rettungsversuchen darf sich die „Christliche Welt" einen Anteil zuschreiben, und manche „Rettung" wäre ohne die „Christliche Welt" überhaupt nicht versucht oder zu Ende geführt worden. Ob es um Brot und Wirksamkeit eines von engstirniger Behörde Vergewaltigten ging, ob um das Ansehen eines von Presse und öffentlicher Meinung zu Unrecht Verurteilten, um die Würdigung eines von zünftiger Wissenschaft Abgelehnten, ob um die Rechte kirchlicher und politischer Minderheiten oder um den Bestand eines unter den Augen des christlichen Europas mißhandelten Volkes, immer schritten Sie unbeirrt, bald mit Gefolgschaft, bald als selbstsicherer Einsamer auf der Bahn, die Lessing mit seinen mancherlei „Rettungen" Ihnen gewiesen hat. Doch ist dies nicht das einzige Band, das Sie mit diesem Ihrem Landsmann verbindet.

Völlig wird freilich erst die künftige Geschichtschreibung würdigen können, was die „Christliche Welt", deutlicher, was Sie gewirkt und auch was Sie verhütet haben. Dann sieht sich auch der Uebelwollende zu sauer-süßer Anerkennung gezwungen, der Unkundige erlebt Ueberraschungen, der Wohlmeinende sieht Urteil und Eindruck bestätigt nicht nur, sondern übertroffen.

Niederweimar bei Marburg Hans Weichelt

Geschichten zum Nachdenken

Wirtschaftliche oder sittliche Not kann man oft nur dann zutreffend schildern, wenn man Zahlen mitteilt. Aber viele Hörer von Vorträgen wollen keine Statistik hören, viele Leser von Büchern oder Zeitschriften überschlagen am liebsten die Seiten, auf denen Zahlenmaterial dargeboten wird. So soll versucht werden, manche Not auch an besonders eindrücklichen Einzelbeispielen zu veranschaulichen.

Vielleicht hat mancher Leser schon längst in seiner Umgebung Erfahrungen gemacht, die der hierunter mitgeteilten ähnlich sind und nicht nur in Briefen erzählt, sondern sogleich weiteren Kreisen mitgeteilt werden sollten. So bitte ich, mir solche kurz zu berichten, damit sie in diesem Blatte wiedergegeben werden können. M

1

Ueber der Arbeitslosigkeit, der heute größten Not, wird leicht beinahe vergessen, wie schwer noch die Wohnungsnot ist. Von ihren Wirkungen hier ein Beispiel.

In einem großen deutschen Frauengefängnis pflegt jede Insassin bald nach ihrer Einlieferung den Besuch des Anstaltspfarrers zu bekommen. Eine Frau sah so ordentlich und ernst aus, daß der Pfarrer, statt alles Weiteren, sie nur ganz schlicht fragte: „Bitte, wollen Sie mir nicht erzählen: wie sind Sie denn eigentlich hierher gekommen?" Darauf sah sich die Frau die vier Wände ihrer nicht großen, aber ausreichenden und sauber gehaltenen Zelle an und antwortete nur: „Herr Pastor, wenn ich ein einziges Mal in meinem Leben einen solchen Raum für mich gehabt hätte, wie ich ihn jetzt hier habe, dann wäre ich nicht hierher gekommen."

Aus der Dorfkirchenbewegung

Ueber diese Bewegung habe ich zum ersten Mal in der CW geschrieben, als ich 1912 vom ersten Dorfkirchenkursus in Bad Salzhausen berichtete (Nr. 41). Rade ward von Stund an einer unserer getreusten Freunde und verständnisvollster Mitarbeiter, weil er in der Bewegung etwas Neues und Hoffnungsfreudiges, aber auch Notwendiges erkannte für jeden Theologen und vor allem für die Dorfpfarrer. Wie manches Stadtkind ist an den harten Notwendigkeiten des Dorfes gescheitert, weil ihm jedes Verständnis abging für die Eigenart des Dorfes und seiner scheinbar oft so harten und engherzigen, aber im Grunde doch treuherzigen, gutmütigen und frommen Menschen. Die zünftige Wissenschaft ließ da ganz im Stich, nicht zuwenigst die sogenannte „Praktische Theologie", und bis zur Stunde scheint das nur teilweise besser geworden zu sein.

Seit Oktober 1907 hatte Hans von Lüpke, angeregt und treu unterstützt von Heinrich Sohnrey, im Verlag der Deutschen Landbuchhandlung zu Berlin seine Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt, benannt „Die Dorfkirche", herausgegeben und einen Kreis von Stillen im Lande um sich gesammelt. Fünf Jahre blühte „Die Dorfkirche" wie ein Veilchen am Heckenrain. Da drängte das Leben, das sie geweckt und still genährt hatte, zum Lebendigwerden, und der Anfang der Bewegung trat in die Oeffentlichkeit, zunächst in intimem Kreise, dann 1913 auf dem zweiten Dorfkirchenkursus in Biedenkopf, der Teilnehmer aus ganz Deutschland herbeiführte und einen glänzenden Erfolg hatte. Der dritte Dorfkirchenkursus sollte 1914 im Solbad Allendorf an der Werra stattfinden. Der Arbeitsplan war aufgestellt und die Einladung ergangen. Da brach der Weltkrieg aus und stellte uns vor neue, unendlich schwere Aufgaben, vor die allerdringendsten Gegenwartsaufgaben hinter der Front. Wir haben sie nach bestem Wissen und Gewissen zu lösen versucht in unseren Vierteljahrstagungen im Philippshaus zu Marburg, mehrfach im Verein mit unseren katholischen Brüdern, und immer warmherzig betreut von den Vertretern der Fakultät. Hier rangen Männer der Wissenschaft, des Pfarr- und Schulamtes in edlem Wetteifer um des Volkes Bestes. Um immer weitere Kreise heranzuziehen, haben wir einmal in Kassel und einmal in Friedberg getagt. Gerade hier berieten wir auch über eine baldige Friedensfeier, aber die kam ganz anders und hat uns unser Programm verdorben.

Die halbjährigen Tagungen in Marburg blieben. Dann wurde in Halle der „Deutsche Dorfkirchenverband" gegründet (Vorsitzender: Propst Köhn in Garwitz, Mecklenburg), und überall, wo wir treue Anhänger hatten, sammelte man sich in Unterverbänden mit eigenen Tagungen und darüber dem „Deutschen Dorfkirchentag". Der stärkste und rührigste Unterverband ist zweifellos noch heute der im Freistaat Hessen mit seinen wissenschaftlichen Beratungen und regelmäßigen Kirchenvorstehertagen. Dazu ist seit 1930 die Freizeit in der Heimvolkshochschule Hohensolms bei Wetzlar gekommen, die solchen Anklang fand, daß in diesem Herbst die zweite veranstaltet werden konnte. Damit ist man wieder zur guten, alten Tradition zurückgekehrt.

Die zweite Dorfkirchliche Freizeit in der Heimvolkshochschule Hohensolms sammelte vom 5. bis 8. Oktober etwa 50 Teilnehmer aus Oberhessen und den anschließenden Gebieten, zumeist Pfarrer (und einige Pfarrfrauen), um die brennendsten Fragen der Gegenwart in Staat und Volk, Kirche

und Pfarrhaus. An der Spitze stand das Thema „Liebe und Ehe auf dem Dorfe". Es berichteten Pfarrer Veerhof-Marburg, bis vor kurzem Dorfgeistlicher, und Medizinalrat Dr. Balser-Büdingen, ein Jeder in seiner Art, aber Beide ebenso umfassend wie gründlich, Jener vom Standpunkt des Dorfpfarrers, Dieser als evangelischer Arzt und christlicher Familienvater. Beide sehen in dem Bauernstand nicht nur den Nährstand, sondern auch den Jungbrunnen des Volkes und darum auch die Quelle zur Volkserneuerung. Aber diese Kraftquelle ist durch den Weltkrieg und seine Folgen in höchstem Maße gefährdet. Veränderte Einstellung zum Grund und Boden. Wachsende Verschuldung. Wirtschaftlicher Niedergang. Politisierung des Dorfes. Zerbröckeln der guten alten Sitte. Kinderlosigkeit oder Geburtenbeschränkung. Es wurde ein einst blühendes Dorf mit schönen Höfen genannt, das infolge der Kinderlosigkeit oder geringen Kinderzahl (des zweiten schämen sich die Mütter) am Aussterben ist. Auch auf dem Lande nahmen nach dem Kriege die Geschlechtskrankheiten sehr zu, sind aber wieder zurückgegangen. Selbst kleine Kinder von 3 bis 4 Jahren sind durch Uebertragung daran erkrankt. Am verhängnisvollsten aber wird sich mit den Jahren die geringere Geburtenzahl auswirken, sodaß wir 1980 leicht zwanzig Millionen weniger sein werden. Auch die Qualität vermindert sich, weil gerade die Minderwertigen oft die größere Kinderzahl haben. Die Kirche muß dazu Stellung nehmen, sonst kommt sie um den letzten Rest ihres Kredits. Wir müssen uns wenden an den im Dorfe doch vorhandenen Respekt vor dem Leben. Wir müssen vor allem das Gewissen der Jugend stark anpacken, den Willen zum sittlichen Kampf wecken, auf Aenderung der Gesinnung, auf Glaubenserneuerung dringen. Die geschlechtliche Enthaltsamkeit schädigt nicht, sondern sie allein ermöglicht Höchstleistungen auf leiblichem und geistigem Gebiet. Es wurde offen ausgesprochen, daß wir auf die Jugendbewegung hoffen dürfen, die wohl aus der Großstadt kommt, aber von Walter Flex die hohe Losung bekommen hat: „Rein bleiben und reif werden". An die Vorträge schloß sich ein überaus lebhafter Gedankenaustausch, bei dem die vielen angeschnittenen Fragen nach allen Seiten hin gründlich beleuchtet und mancherlei Amtserfahrungen ausgetauscht wurden. Dabei spielte der leidenschaftliche Kampf um § 218 eine wichtige Rolle. Am christlichen Ehe- und Familienideal wurde unbedingt festgehalten, und ein kinderreicher Vater sprach es offen aus: „Kinderreichtum ist wirklicher Reichtum". Als Grundsatz wurde ausgesprochen, daß man einer Gemeinde keine alte, gute Sitte nehmen darf, wenn man ihr nichts Besseres zu geben hat. Das Zerstören der Sitte als einer notwendigen Form sittlicher Lebensgemeinschaft führt zwangsläufig nicht nur zur Zerstörung der Kirche, sondern auch der Volksgemeinschaft. Darum geht der Kampf der Kirchenfeinde, der Freidenker wie Gottlosen, vor allem gegen die christliche Sitte; man sucht sie lächerlich und verächtlich zu machen, ahmt aber gleichzeitig ihre äußere Form nach. Immer wieder wurde die Klage laut, wie wenig der Pfarrer von dem inneren Leben der Bauern erfährt, aber auch zugleich die Notwendigkeit betont, die Art und Weise des Bauern immer besser zu verstehen und sich in seine Seele zu versenken. Das ist von Anfang an das Hauptziel unserer Bestrebungen gewesen.

An zweiter Stelle stand „Die Politik auf dem Dorfe", zur Zeit ein sehr heißes Eisen. Aber wir mußten es anfassen und wurden dabei geführt von Privatdozent Brunner-Gießen, der über „Christ und Politik" sprach, und von Pfarrer Dr. Heymann-Langsdorf, der ein ganz persönliches Zeugnis und Bekenntnis ablegte über „Dorfpfarrer und Politik". Der Vortrag von Brunner war ein fest und lückenlos geschlossenes Gedankengefüge von wuchtiger Kraft, das auch den in seinen Bann zwang, der von anderen Voraussetzungen aus zu demselben Ergebnis kam, daß auch für den Christen eine heilige Pflicht zur Politik besteht. Ich führe die wichtigsten Leitsätze, die dem Vortrag zu Grunde lagen, an:

2. Die menschliche Existenz kann nie unpolitisch werden. Die Unmöglichkeit der Weltflucht und die Unentrinnbarkeit der Politik sind unzerstörbare Wesenseigenschaften der menschlichen Existenz überhaupt.

3. Christ ist der, der Jesu Christo, dem fleischgewordenen Logos, dem gekreuzigten, auferstandenen, wiederkommenden Herrn angehört.

4. Es gibt keine Eigengesetzlichkeit der politischen Verhältnisse. Denn Politik ist ein geschichtliches Phänomen, d. h. sie ist von Entscheidungen bestimmt, die menschliche Personen fällen.

5. Für den Christen kann das Christo-angehören allein Norm und Kraft seines politischen Handelns sein. Denn es allein ist das Eschaton seiner Existenz.

6. Da der Christ in Christo dem kommenden Aeon angehört, hat er zur Politik, insofern sie eine Angelegenheit dieses Aeons ist, ein distanziertes Verhältnis. Die politische Sphäre ist relativiert, weil keine irdische Größe dieser Welt an die Stelle des christlichen Eschaton treten kann.

7. Aber! Es gibt auch für den Christen keine politische Neutralität.

Gründe: a) siehe These 2 und 4.

b) Der Gott Jesu Christi ist Wille zum Heil. Er will, daß dieser sein Wille auch auf Erden geschieht, wie im Himmel. Dieser Wille fordert Glaubensgehorsam.

c) Es gibt ein schweres Mißverständnis, wenn man sagt, das religiöse Verhältnis zu Christus beschränke sich auf die Innerlichkeit der Seele. Das Christo-angehören bezieht sich auf die totale Existenz des Gläubigen und ist nur in der Ganzheit und Einfalt des Lebens realisiert.

d) Christus, der fleischgewordene Logos, entrückt den Christen nicht den irdischen Verhältnissen, sondern ruft ihm zu: Bleibe der Erde treu!

e) Christus, der Gekreuzigte, erschließt das reale Mittragen und Miterleiden der Not (bis an die Grenze der Verzweiflung), das Opfer des Martyriums als Weg politischen „Handelns".

f) In der Auferstehung Jesu Christi ist von Gott her ein Neues wirklich geworden, das die Struktur der Weltgeschichte gewandelt und neue positive Weise menschlichen Seins möglich gemacht hat. Es gibt daher eine Ethik der vita nova auch in bezug auf kulturelle Weltgestaltung.

g) Es gibt ein charismatisches politisches Handeln im Hinblick auf die Parusie Jesu Christi als ein prophetisches Zeichen des im Anbruch begriffenen Reiches.

8. Es gibt kein die Gemeinschaft unbedingt bindendes politisches „Du sollst!" (Es gibt keine christliche Partei. These 6.)

9. Es gibt aber ein die Gemeinschaft unbedingt bindendes politisches „Du sollst nicht". Denn es gibt sozialistische Häresien und quasi-dämonische Sozialgestaltungen. Ein Christ kann so nicht bolschewistischer Kommunist, auch nicht faszistischer Nationalist sein!

10. Die christliche Gemeinde muß ihren Gliedern die Möglichkeit der Kriegsverweigerung grundsätzlich zubilligen.

11. Es gibt politische consilia, um die in gemeinsamer sachlicher Arbeit zu ringen ist.

Allein von Christus und der Christologie her gewann der Vortragende die Pflicht des Christen zur Politik als Glaubensgehorsam. Dabei benutzte er gern Stellen des Alten Testaments. In der Besprechung wurde auf die dritte Versuchung Jesu und Matth. 20, 25—28 hingewiesen, Stellen, die in der Morgenandacht verlesen worden waren und die Annahme zulassen, daß die Jünger Jesu keine Politik treiben dürfen, weil im Reiche Gottes mit anderen Mitteln und in anderer Weise gearbeitet werden muß als in der Politik der Welt. Gegenüber der einseitigen Ableitung aus der Christologie und dem zweiten Artikel wurde auf Gott und den ersten Artikel hingewiesen und im Volkstum mit Paulus (Ap.-Gesch. 17) ein Werk göttlicher Vorsehung erblickt. Hierzu machte der Vortragende ein Fragezeichen: „Ist Volkstum schöpfungsmäßige Qualität?" Für ihn ist die Urwesenheit Mensch das Ebenbild Gottes, und nach 1. Mos. 11 erscheinen Volkstum und Sprache als Folge menschlichen Hochmuts und menschlicher Sünde.

Aber die urmenschliche Anlage muß doch dazu vorhanden gewesen sein, und wo das Neue Testament über das Alte Testament hinausgeht, da gilt doch für uns Christen das Neue Testament. Paulus redet gar nicht davon, daß die Anordnung Gottes hinsichtlich der Raum- und Zeitgrenzen der Menschengeschlechter infolge der Sünde geschehen sei. Aber selbst wenn dies die Meinung des Apostels gewesen sein sollte, so bliebe doch für diesen Aeon die Anordnung Gottes als Notverordnung gegen der Menschen Herzenshärtigkeit zu beachten. Wo das Volkstum heiliges, herrliches Vätererbe ist, da fallen solche theologischen Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien von selbst. Wenn der sündige Menschenleib Tempel des Heiligen Geistes werden kann, warum nicht auch in gleichem Maße sündiges Volkstum? Tatsächlich hat der Heilige Geist in jedem von ihm ergriffenen Volkstum eine besondere Art von Christentum geweckt und gefördert. Wir kennen orientalisches, griechisches, römisches, angelsächsisches, deutsches und anderes Christentum, und sie Alle haben ihre Eigenart und ihren Eigenwert und machen zusammen das Christentum aus. So überaus wertvoll Brunners Stellungnahme allein von Christus her ist, hier wird eine zweite, nicht minder wichtige Linie gefunden vom Volkstum her. Paulus war bereit, seine Seele für sein Volk hinzugeben und auf das Heil in Christo zu verzichten, wenn Israel dadurch gerettet werden könnte. Volkstum ist, wie ein Redner richtig bemerkte, Lebensgrundlage, die man um der Mensch-

heit willen nicht aufgeben kann, ist also das Primäre. Ob nicht die Frage nach dem Eschaton hinter der Frage nach dem Primären zurücktreten muß? Darum kann man wohl in die Lage kommen, daß man sich sagt: Mit dem Volkstum bis in die Sünde hinein, also kein christliches Recht zur Kriegsdienstverweigerung.

Entschiedene Ablehnung fand Brunners These, daß Christen nicht Kommunisten oder Nationalsozialisten sein können. Ein Redner wies darauf hin, daß Christen um der Armen und Bedrängten willen Kommunisten werden. Ein Anderer trat für die Nationalsozialisten ein, bei denen es keine Klassen- und Standesunterschiede mehr gibt und Alle Volksgenossen sind, während die marxistische Sozialdemokratie nur die Klasse und ihre Interessen kenne. Das Vorbild Christi in seiner Bedeutung für den einzelnen Christen wurde Gegenstand einer besonderen Anfrage; dabei wurde einmütig festgestellt, daß es sich nicht um einfache Nachahmung handeln könne, sondern vielmehr um wirkliche Nachfolge derer, die mit Leib und Seele ihm zu eigen sind. Der Christ muß sich immer die Aufgabe stellen: „Ich will Gottes Willen tun, wo ich auch immer stehe". Gottes Wille offenbart im Gottessohn. Auch darin war Einmütigkeit, daß Kirche und Pfarrer für den Frieden eintreten müssen. Es gilt, den nächsten Krieg zu verhindern. Der Geist Zwinglis wurde heraufbeschworen und selbst Gandhi als Kronzeuge angerufen, der Christus viel besser verstanden habe als viele Christen. Hiergegen wurde allerdings gesagt, daß Gandhis Art nur in seiner indischen Heimat bodenständig sei und sich wohl doch nicht so ganz für uns eigne.*)

Eine ganz wertvolle Ergänzung zu diesen grundsätzlichen Darlegungen brachte Heymanns Vortrag „Der Pfarrer und die Politik", ein persönliches Bekenntnis und Zeugnis aus Erlebnissen seit 1914, von erschütternder Wucht, und doch von goldenem Humor durchsonnt, so ganz geeignet, uns noch einmal die hinter uns liegende Leidenszeit durchleben zu lassen. Als politischer Pfarrer hat Redner begonnen, aber bittere Erfahrungen haben ihn zu völliger Enthaltsamkeit gegenüber der Parteipolitik und den Wahlen geführt.

Die überwiegende Mehrheit bekannte sich zur Enthaltung von der Parteipolitik, aber das Wahlrecht wollten sich viele nicht nehmen lassen, solange Staat und Parlament in wichtigen Lebensinteressen der Kirche mitbestimmen. Auch wurde ausgesprochen, daß der mit gutem Gewissen Politik treiben kann, dem Gott die Gabe dazu gegeben hat.

Der letzte Tag brachte den Vortrag von Privatdozent Lic. Laun (Okarben) „Die Kerngemeinde auf dem Dorfe". Wie bekommen wir lebendige Gemeinden? Diese Frage liegt uns schon lange hart an. Sulze suchte sie zu lösen durch Organisation; aber eine organisierte Gemeinde ist nicht immer eine lebendige Gemeinde. Auch liegen in der Organisation mancherlei Gefahren, daß man zuviel organisiert, Personenkult und Stellenjägerei fördert und die Gemeinde in viele Einzelheiten zersplittert, die Vielen dann wichtiger sind als die Gemeinde selbst. Der Vereinsgedanke ist eine Frucht des Rationalismus, Summierung Einzelner. Die christliche Gemeinde ist das Gegenteil davon. Ihr Urbild ist die Pfingstgemeinde und ihr Mittelpunkt der im Geist gegenwärtige Christus. Nach Matth. 18, 20 ist die Gemeinde Versammlung der Gläubigen in der Anbetung des gegenwärtigen Christus. An diesem Urbild kam Luther zu dem Gedanken der Kerngemeinde derer, die mit Ernst Christen sein wollen; er konnte aber nach eigenem Geständnis den Gedanken nicht durchführen, weil ihm die Personen fehlten. Calvin versuchte es mit der Organisation, aber mit zwiespältigem Erfolg. An ihn schlossen sich die Märtyrergemeinden des Puritanismus mit ihrem Heiligungsernst an. Der deutsche Pietismus brachte die erste Verwirklichung des Kerngedankens in der ecclesiola in ecclesia. In der Aufklärung wurde der Kerngedanke durch den Vereinsgedanken ersetzt. Die Gemeinschaftsbewegung nahm ihn wieder auf, konnte ihn jedoch nicht verwirklichen, weil sie ihre „Gläubigen und Auserwählten" hoffnungslos dem Pharisäismus zuführte und den an sich sehr guten Gedanken der Laienmitwirkung in den eines ziemlich anmaßenden Laienpredigertums umbog. Dazu kam die Schuld der Kirche und vor allem die Tragik des Luthertums, daß die Gemeinschaft nicht zur Kernzelle und Trägerin des Gemeindelebens wurde, wie sie es in Württemberg ist; sie geht jetzt der Versteinerung zu. Die Verwirklichung des Kerngedankens ist nur da möglich, wo wirklich ein Kern der Gemeinde im Sinne der Urzelle Träger des religiösen Lebens ist, als Träger des kommenden Gottesreiches Sauerteig und Senfkorn zugleich, wie als Träger des gesamten Gemeindelebens. An einer besonderen Einzelgemeinde wurde dann gezeigt, wie allein unter dem Zeugnis des Heiligen Geistes eine kleine Kerngemeinde sich bildet und für die ganze Gemeinde lebenerneuernd wirkt.

Es war ein ganz persönliches Zeugnis und wurde auch so von den Hörern dankbar hingenommen, obwohl der quäkerisch-methodistische Einschlag unverkennbar war. In der Besprechung wurden auch Bedenken laut gegen diese quäkerisch-methodistische Art. Unsere guten Dorfgemeinden sind nicht ohne Kern. An den Krankenbetten merkt man, daß er da ist. Hingewiesen wurde auf die erfolgreichen Versuche der Rheinischen Kirche, in Freizeiten aus bestimmten Berufsgruppen solche Kerne für die Gemeinde und Kirche zu sammeln. Auch die Arbeitsgemeinschaften der Dorfkirche sind Kernzellen für die Kirche. Immer mehr Laien müssen an die Front; eine evangelische Aktion tut uns bitter not. Die Hauptsache ist, daß die Menschen lebendig werden. Persönliche Heiligung und Demütigung des Pfarrerstandes ist der einzige Weg zur Erneuerung der Kirche.

Damit waren wir auf der Höhe angelangt, auf die die Freizeit uns führen sollte, und das allabendliche Singen unter der sachkundigen und humorvollen Leitung von Pfarrer Kalbhenn-Maulbach brachte die rechte Weihe dazu. Die Leiter der Heimvolkshochschule Pfarrer Petri und Dr. Kammer und damit die ganze Hausgemeinde, die herzigen Kinder eingeschlossen, wetteiferten mit einander, uns den Aufenthalt im Heim so angenehm wie möglich zu machen und die Tage brüderlicher Gemeinschaft nach außen und nach innen zu fördern. Es war eine Arbeitsgemeinschaft auf dem Grunde der Familiengemeinschaft. Und wem das Herz auch manchmal schwer war ob der Not und Dunkelheit unserer Zeit, der fand in der Gebetsgemeinschaft neue Freudigkeit und frische Kraft, neuen Mut und frohe Zuversicht. Möchte die dorfkirchliche Freizeit in der Heimvolkshochschule zu einer dauernden Einrichtung und die Arbeitsgemeinschaft selbst zu einer lebensfrischen und geistesstarken Kernzelle für Gemeinden und Kirche werden!

Wiesbaden-Dotzheim — Christian Balzer

*) Und Zwingli ist ja als Feldprediger gefallen! D H

Vom Tage

1. Um Dehn

Aus Anlaß des Verhaltens der „Deutschen Studentenschaft" im Streit um Dehn (des Verbandes, der die Studentenschaften der einzelnen Universitäten umfaßt; doch sind diese jetzt in Preußen keine amtlich anerkannten Organisationen und ihnen gehören keineswegs alle studentischen Gruppen an) hat Studentenpfarrer Gerhard Kunze in Leipzig folgenden Brief geschrieben:

Leipzig O. 39, den 13. November 1931.

An den Vorstand der Deutschen Studentenschaft, Berlin.

Sehr geehrte Herren!

Die Halleschen Vorgänge zwingen mich, an Sie heranzutreten mit dem Ersuchen, nun endlich Einhalt zu gebieten. Es ist für einen, der innerakademische Verhältnisse zu beurteilen weiß, längst kein Zweifel mehr, daß die sich überstürzenden, immer geschwollener redenden Erklärungen der Halleschen Studentenschaft in der Oeffentlichkeit nur dazu da sind, Niederlagen zu verhüllen. Es kann aber nicht gutgeheißen werden, daß auf solche Weise das letzte Kapital an Vertrauen, das die Deutsche Studentenschaft in maßgebenden Kreisen heute noch besitzt und in der Zukunft dringend brauchen wird, restlos verwirtschaftet wird.

Ich habe bereits am 19. Oktober den Leiter des Amtes für politische Bildung, Herrn Krüger, gewarnt, die Dinge über die erste Niederlage (Rücknahme der Ausschlußdrohung) hinaus im gleichen Stile weitertreiben zu lassen. Herr Krüger gab mir, so wie ich ihn damals verstehen mußte, zu, daß es sich um eine Voreiligkeit des Ferienvertreters gehandelt habe, die sich zu einer öffentlichen Niederlage auswachsen mußte, nachdem die ablehnende Stellung des Deutschen Hochschulringes und der Halleschen Korporationen nicht geheimgeblieben war. Ich habe auch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die geplanten Demonstrationen gegen D. Dehn nur kurze Zeit durchführbar sein würden und dann einfach eingestellt werden müßten. Es ist mir aber nichts bekannt geworden, woraus ich hätte entnehmen können, daß der Vorstand der Deutschen Studentenschaft

in mäßigendem Sinne auf die Hallesche Studentenschaft eingewirkt hätte. So ist es denn zu den unwürdigen und, vom Gedanken der D. St. aus gesehen, unsinnigen Vorgängen gekommen, die mich zu meinem dringenden Ersuchen und zu dieser offenen Stellungnahme zwingen.

Sie kennen mich seit längerem und wissen, daß ich persönlich, amtlich und als D. St.-Referent meines Verbandes jederzeit bis in die letzten Wochen hinein der D. St. zur Verfügung gestanden habe und für sie eingetreten bin. Nicht wissen können Sie, daß ich schon zu einer Zeit, wo die jetzigen Führer bestenfalls Quintaner waren, Leben und Sicherheit für den Gedanken der D. St. aufs Spiel gesetzt habe. Näheres darüber steht in den Rektoratserinnerungen von D. Kittel zu lesen. Ich erwähne das, weil ich mich von Ihnen verstanden wissen möchte, wenn ich sage: Ich kann nur mit großer Trauer sehen, welche Ueberfremdung der eigentlichen Ideen studentischen Wollens und Seins gegenwärtig vollzogen wird, mit dem Anspruch der erbittertsten Ausschließlichkeit, unwidersprochen von den gewählten Führern der D. St., in aufgeblähtem, aber durch nichts gerechtfertigtem Selbstgefühl und unter völlig unakademischer Verachtung der Ehre des Andersdenkenden.

Sie wissen ferner, daß ich auf der Hochschulreformtagung in Marburg, die die D. St. einberufen hatte, auf das Entschiedenste für die volle Hochschulautonomie eingetreten bin. Ich meinte damit nicht nur im Sinne der D. St., sondern der gesamten deutschen Studentenschaft zu sprechen. Die Jenaische Studentenschaft hat im Falle Günther den Minister beglückwünscht, der sich in beispielloser Weise über alle Rechte der Hochschule hinwegsetzte. Im Falle Dehn greift die Studentenschaft den Minister an, der unter Billigung der zuständigen Hochschulbehörden einen Professor beruft. Wer soll da noch zu überzeugen sein, daß es der Studentenschaft heute wirklich um Recht und Wesen der Hochschule geht? Wie will man weiterhin für Hochschulautonomie eintreten können, wenn die Studentenschaft selbst den Gegnern solcher Autonomie nicht mehr nur Vorwände, sondern wirkliche und entwaffnende Gründe für ihre Ablehnung liefert, so wie das in Halle jetzt geschieht? Wie denken Sie sich unseren weiteren Kampf um die Hochschulreform? Oder denken Sie über irgendwelchen nebelhaften „Nahzielen" daran überhaupt nicht mehr? Sollte das wirklich der Sinn und das Ziel des Halleschen Kampfes gewesen sein, daß man auf väterlich wohlwollende und freundlich beruhigende Worte der Dozentenschaft hin sich stolz an die Brust schlägt, weil das reine nationale Wollen anerkannt worden ist? Und darüber sollen dann alle angerichteten Scherbenhaufen wirklich positiver Weiterarbeit vergessen sein?

Ihre Vorgänger im Vorstandsamte haben mich gebeten, einen grundsätzlichen Beitrag zum Langemarck-Buche der D. St. beizusteuern. Ich kann heute bekennen, daß selten ein Auftrag mich so gefreut hat und ich selten eine literarische Arbeit, die ich zu leisten hatte, so ernst genommen habe. Nun bringt die Hallesche Studentenschaft in ihrer letzten Kundgebung, die ich aus den Leipziger Neuesten Nachrichten vom 9. November kenne, die Kämpfer von Langemarck in so engen Zusammenhang mit ihrem eigenen Verhalten, daß mich darüber Trauer und Empörung ergriffen hat. Wenn unsere Kriegsgefallenen die Folie für autoritätslos und phrasenhaft wirkendes Tun abgeben sollen, wie es hier versucht wird, und wenn sich keine Stimme derer dagegen wendet, die sich das Andenken an die Kommilitonen von Langemarck zu wahren zur besonderen Pflicht gemacht haben, dann sehe ich meinerseits keine Möglichkeit, für das, was ich in Ihrem Buche hätte sagen müssen, Verständnis zu finden. Ich muß es daher von Ihrer Antwort abhängig machen, ob ich — so bitter mir das auch werden würde — Ihren ehrenvollen Auftrag in Ihre Hände zurückgeben und Sie bitten muß, damit jemanden zu betrauen, der es besser versteht als ich, für neuakademisches Verhalten unsere gefallenen Kameraden zu Zeugen aufzurufen. Als einer, der Schulter an Schulter mit ihnen gestanden hat, weiß ich, daß viele von ihnen heute diesen meinen Brief unterschreiben würden! Vergessen Sie doch nicht, daß es unsere Freunde waren, die dort gefallen sind!

Der D. St. möchte ich gern treu bleiben können. Aber es wird von Ihrer Antwort abhängen, ob ich zum Gegner dessen werden muß, was die jetzt sich als allein maßgebend fühlenden Schichten des deutschen Studententums unter dem Gedanken der D. St. verstehen und daraus machen wollen.

Ich hatte die Absicht, eine Veröffentlichung dieses Briefes von Zeit und Art Ihrer Antwort abhängig zu machen. Nun wird zwischen Abfassen und Absenden meines Schreibens die Jenenser Kundgebung bekannt. Dort heißt es: „Mit gleicher Entrüstung wenden" (die versammelten Studenten) „sich gegen alle akademischen ‚Führer', die es mit ihrer Würde und Pflicht für vereinbar halten, usw." Ich habe nicht die Ehre, zu den Hochschullehrern zu gehören, die hier vornehmlich gemeint sind. Da aber an die „Würde und Pflicht" appelliert wird, so kann ich nicht verschweigen, daß ich mich in diesem Satze mit getroffen fühle. Wenn die Studentenschaft von heute meint, jeden Andersdenkenden brandmarken zu dürfen, ohne auch nur nach Sinn und Grund seiner anderen Meinung gefragt zu haben, so ist das ein so ungeheuerliches Abweichen von dem, was ich dereinst als Student gelernt und jetzt als Altakademiker unter akademischem Verhalten zu verstehen habe, daß ich jedes Schweigen in der Oeffentlichkeit als Vernachlässigung dessen empfinden müßte, was mir meine Ehre als Akademiker oder, mit den Worten der Jenenser Kundgebung, meine „Würde und Pflicht" gebietet. Ich übergebe darum dieses Schreiben sofort der Oeffentlichkeit, ohne auf Ihre Antwort zu warten. Dagegen muß ich mein anfängliches Ersuchen nun dahin erweitern, daß ich um der Integrität der D. St. willen erwarte, daß ihr Vorstand mit klaren und unzweideutigen Worten von der Jenenser Kundgebung abrückt und die Schuldigen veranlaßt, ihre Aemter innerhalb der D. St. niederzulegen.

Mit deutschem Gruße

Kunze, Studentenpfarrer.

Ueber die weitere Entwicklung der Dinge in der Studentenschaft schreibt uns Pfarrer Kunze am 22. Dezember:

Eine Veröffentlichung des vorstehenden Briefs ist damals nicht erfolgt, da mir sofort nach Eingang meines Briefes in Berlin telephonisch mitgeteilt wurde, daß bereits Verhandlungen im Gange seien, die durch eine solche Veröffentlichung gestört werden könnten. Im Verlaufe dieser Verhandlungen ist dann der damalige Vorsitzer der Deutschen Studentenschaft, ein Nationalsozialist, zurückgetreten.

Um für Aufklärung in der Leipziger Theologenschaft zu sorgen, hatte ich Professor Dehn zu einer Aussprache nach Leipzig gebeten, die vor etwa 450 Teilnehmern erfolgte. Dieses Vorgehen hat den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund veranlaßt, vom Landeskonsistorium meine Abberufung zu fordern, da ich nicht mehr das Vertrauen des „Großteils der Studentenschaft" besäße. Es ist also wohl zu erwarten, daß nun endlich die Kirche, wenn auch leider zuerst die völlig unbeteiligte sächsische Landeskirche, zu den Dingen einmal grundsätzlich wird Stellung nehmen müssen. Dehns Aktenveröffentlichung, die eben erschienen ist, läßt ja auch keinen Zweifel daran, daß der Punkt des Unheils in den mehrfachen, nicht gleichlautenden und nicht bestimmten Konsistorialbescheiden liegt. Wenn der „Fall Dehn" an den Hochschulen längst vergessen sein wird, wird die kirchliche und theologische Seite uns noch aufs ernsteste beschäftigen müssen, denn es geht um das Recht und die Pflicht der Verkündigung auch gegenüber dem nationalen Staate oder wenigstens seiner bisher vorausgenommenen Ideologie.

Gerhard Kunze

Die hier erwähnte Aktenveröffentlichung ist: Kirche und Völkerversöhnung. Dokumente zum Halleschen Universitätskonflikt. Mit Nachwort von D. Günther Dehn, Professor an der Universität Halle. Berlin NW 7, Furche-Verlag. 90 S.

2. Um Eckert

Der früher sozialdemokratische und später kommunistische Pfarrer Eckert (Mannheim) ist durch Urteil des kirchlichen Dienstgerichtes aus dem evangelischen Kirchendienst entlassen worden. Die Entlassung erfolgte unter Verlust der Amtsbezeichnung, des Einkommens, sowie des Anspruches auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung. Das Dienstgericht sprach Eckert zugleich das Recht von Amtshandlungen ab. Eckert ist daraufhin aus der Landeskirche ausgetreten, ist auch aus dem Bund der religiösen Sozialisten ausgeschieden. Wir kommen auf diesen Fall zurück. DH

Chronik

Der nächste Kongreß des Weltbundes für Freies Christentum und religiöse Freiheit soll vom 13. bis 18. August in St. Gallen stattfinden und ein theologisches, ein soziales und ein liturgisches Thema behandeln. Die Schaffung eines internationalen Gesangbuches und eines kleinen liturgischen Handbuches unter Mitwirkung der Professoren Otto und Linderholm ist in Aussicht genommen.

Das Reichsarbeitsministerium hat dem Deutschen evangelischen Kirchenausschuß mitgeteilt, daß es Gesuche um Einführung durchlaufender Arbeit (sonntagslose Woche) abgelehnt habe.

Der Reichsminister des Innern hat auf einen Brief des Abgeordneten Simpfendörfer vom christlich-sozialen Volksdienst erwidert, daß er es als seine selbstverständliche Pflicht ansehe, die christlichen Glaubensbekenntnisse und die christliche Kultur in Deutschland vor Angriffen der Gottlosenbewegung zu schützen.

Der altpreußische Evangelische Oberkirchenrat hat in einem Runderlaß an die Konsistorien allen Geistlichen aufs Gewissen gelegt, daß der Friede des Gemeindelebens und die Weihe des Gottesdienstes keine Störung erleide. Der Geistliche selbst müsse unbeschadet des Rechtes der freien Meinungsäußerung Zurückhaltung und Mäßigung bewahren, mit Entschlossenheit der trostlosen Verwilderung des Meinungskampfes entgegentreten und bei der Erörterung nationaler und sozialer Fragen sowie in der Behandlung Andersgesinnter Wahrheit und Liebe zur Geltung bringen. Die Kirche dürfe niemals irgendwelchen parteipolitischen Demonstrationen dienen; das gelte auch für den geschlossenen Kirchgang politischer Vereinigungen mit ihren Fahnen und Emblemen, wo die Gefahr einer Störung der gottesdienstlichen Andacht besonders gegeben sei.

Der Evangelische Oberkirchenrat hat bestimmt, daß kirchliche Neubauten bis zum 31. März 1934 ohne besondere Zustimmung der Kirchenbehörden nicht in Angriff genommen werden dürfen.

Das Zentralkomitee der KPD hat mit der Bruderschaft sozialistischer Theologen Deutschlands Verhandlungen zur näheren Umschreibung und Klarlegung der Beziehungen zwischen Religion und Kommunismus eröffnet. DEK

Unter dem Titel Archivium Historiarum Societatis Jesu wird am 20. Januar zum erstenmal eine Zeitschrift für die Geschichte der Gesellschaft Jesu in Rom erscheinen.

Der Vorsitzende des armenischen Hilfskomitees, Pfarrer Strauß in Celle, ist von der hannoverschen evangelisch-lutherischen Landeskirche seines Amtes enthoben, der Direktor Dr. Baronigian auf Anordnung des sächsischen Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten als lästiger Ausländer ausgewiesen, die Kreishauptmannschaft Dresden beauftragt worden, die Frage der Entziehung der Rechtsfähigkeit des armenischen Hilfskomitees erneut zu prüfen. AMN

1925—30 traten in Berlin 260 700 aus der evangelischen, 30 400 aus der katholischen Kirche, 3410 aus der jüdischen Religionsgemeinschaft aus, das sind 8,7, 7,6 und 2,9 %. DEK

In Göttingen soll am 15. April ein theologisches Sprachenkonvikt eröffnet werden.

Die Studentenschaft an der theologischen Schule in Bethel hat sich verpflichtet, in einem Umkreis von 10 Kilometer um Bethel auf den Genuß von Alkohol zu verzichten und etwaige vorkommende Uebertretungen auf dem Wege der Selbstanzeige zu bestrafen.

Bei den Kirchenwahlen in Altenburg (Thüringen) erhielten die Religiösen Sozialisten 1684, die Nationalsozialisten 2598, die Liste kirchlicher Einheit 3585 Stimmen. ProtBl 47

Auf Grund vertraulicher Verhandlungen hat der Landesbischof D. Rendtorff für die Kirche von Mecklenburg-Schwerin Richtlinien aufgestellt, wonach die Landeskirche bereit ist, die Selbständigkeit des mecklenburgischen Gemeinschaftsvereins zu achten, und dieser bereit ist, seine Mitglieder zur Teilnahme am Leben der Kirchengemeinden anzuhalten. Die Pastoren und Gemeinschaftsleiter sollen persönliche Fühlung suchen, die Veranstaltungen der Gemeinschaft die Zeiten der Hauptgottesdienste freilassen und auch sonst zeitliches Zusammenfallen mit kirchlichen Veranstaltungen nach Möglichkeit meiden, Streitigkeiten dem Landesbischof wie dem Vorsitzenden des Gemeinschaftsvereins vorgelegt werden, die Glieder der Gemeinschaft treu an den kirchlichen Abendmahlen teilnehmen, ihnen soll aber geschlossene Teilnahme am Abendmahl gegebenenfalls zu besonderer Stunde ermöglicht werden. AELKZ 48

Der Kultusdirektor in Elsaß-Lothringen erinnert daran, daß die Kirchen grundsätzlich nur für rein religiöse Zwecke bestimmt sind und nichtreligiöse Kundgebungen der acht Tage vorher einzuholenden Erlaubnis des Direktors bedürfen.

Das Direktorium der Kirche AK in Elsaß teilt mit, daß sich in diesem Herbst nur zwei Studenten zum Studium der Theologie gemeldet haben.

Der niederländische Rat der Kirchen hat wegen der gegenwärtigen Wirtschaftskrise und der damit verbundenen Arbeitslosigkeit aufgefordert, den ersten Adventssonntag nach Art eines Buß- und Bettages zu begehen, den es bisher dort nicht gab. epn

In Oesterreich kommen auf einen evangelischen Pfarrsprengel im Burgenland 143, Kärnten 474, Oberösterreich 630, Steiermark 775, Vorarlberg 1076, Niederösterreich 1370, Salzburg 1750 Quadratkilometer, Tirol hat nur eine Gemeinde.

Das seit 1893 bestehende Rabbinerseminar in Wien ist wegen finanzieller Schwierigkeiten geschlossen worden. Ev Kbl Pos 2

Mit Anfang des Studienjahres soll, wie schon Beziehungen der Reformierten Ungarns zu Holland bestehen, so ein Stipendium für das Studium eines tschechisch-brüderischen Theologen in Holland errichtet werden. Neue ev Kzt Bielsko 11

Die von der Arbeitervereinigung für sozialen Dienst in Warschau errichtete erste Beratungsstelle zur Verhütung der Schwangerschaft hat die behördliche Genehmigung erhalten.

Die Pariser polnische Botschaft will den Religionsunterricht in den polnischen Emigrantenschulen abschaffen; darüber große Erregung in der klerikalen Presse Polens. Ev Kbl Pos 2

Von der Warschauer Universität mußten in diesem Jahr über 800 Abiturienten wegen Ueberfüllung zurückgewiesen werden.

Das wissenschaftliche ukrainische Institut in Warschau hat mit Einverständnis der orthodoxen Kirche in Polen mit der Uebersetzung der Bibel ins Ukrainische begonnen; in den orthodoxen Kirchen wurde bisher nur eine kirchenslawische Bibel gebraucht. PZ

In Dubno wird ein Seminar für die griechisch-unierten Ukrainer als päpstliches Seminar des östlichen Ritus mit ausschließlich russischer Unterrichtssprache (nur Dogmatik lateinisch) und nur für Personen mit Reifezeugnissen aus den ehemals russischen Teilgebieten unter Ausschluß der galizischen Ukrainer errichtet. Ev Kbl Pos 2

In dem spanischen Ehescheidungsgesetz ist ausdrücklich gesagt, daß auch kirchlich geschlossene Ehen rechtsgültig geschieden werden können. Wer zweimal schuldig geschieden ist, darf nicht wieder heiraten. VZ 574

Der rumänische Staat hat der evangelischen Kirche in Siebenbürgen 140 Schulgebäude enteignet, die seinerzeit dem ungarischen Staat unter bestimmten Bedingungen übergeben waren und jetzt an die Kirche hätten zurückfallen müssen.

In der Türkei ist die obligatorische ärztliche Untersuchung vor der Eheschließung eingeführt und die Heirat aller Personen verboten, die an Geschlechtskrankheiten, Lepra und Geisteskrankheiten leiden.

Die Zahl der Christen in Britisch-Indien ist auf 5 961 794 gestiegen, davon ¾ in Südindien. In Haiderabad hat sich von 1921—31 die Zahl der Christen von 62 656 auf 151 946 vermehrt.

Die Synode der South India United Church beschloß, daß bei der Ordination der Bischöfe auch Presbyter mitwirken sollten, um darzutun, daß Bischöfe und Presbyter völlig gleich ständen. Ref Kz 49

Von Personen. Berufen: Professor D. Erich Fascher in Jena nach Zürich für Neues Testament als Nachfolger von Arnold Meyer. Er hat diesen Ruf abgelehnt. Gewählt: Pfarrer Erich Meyer in Frankfurt a. M. zum Kirchenrat an Stelle des zurückgetretenen D. Lueken; Pastor Dr. Grünberg in Windau zum Stellvertreter für den früheren lettländischen Landesbischof D. Irbe; Professor Erling Eidem in Lund zum Nachfolger von Söderblom. Ernannt: Privatdozent Lic. Werner Foerster in Münster zum nichtbeamteten a. o. Professor; Dr. Linhardt zum ordentlichen; Dr. Bartos zum a. o. Professor an der Prager Husfakultät. Habilitiert: Lic. Ernst Benz in Halle für Kirchengeschichte. Beauftragt: Dompredigter Lic. Paul Gabriel in Halle mit Abhaltung des Katechetischen Seminars. Abgelehnt hat Hauptpastor D. Schöffel in Hamburg den Ruf nach Erlangen. Gestorben: Professor Lic. Karl Serini in Warschau. ESt

Verschiedenes

Der Spruch 5. Mose 33, 27 in seiner schönen englischen Uebersetzung, den in voriger Nummer ein zwiefaches Mißgeschick betroffen hat, soll nun wenigstens noch in seiner reinen Form zum neuen Jahr die Leser grüßen: The eternal God is thy refuge, and underneath are the everlasting arms. „Der ewige Gott ist deine Zuflucht und unter dir sind die ewigen Arme."

Versammlungskalender

20.—25. Januar Arbeitswoche für Theologen, Johannesstift Spandau
1.—6. Februar Apologetischer Diakonenlehrgang, Johannesstift Spandau
11.—12. Februar Lutherg.-Gesellschaft Potsdam
12.—18. August Weltbund für freies Christentum St. Gallen

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 16. Januar 1932

Soeben erscheint:

KARLSTADT

und seine Bedeutung für das Luthertum

Von **Dr. Erich Hertzsch**

84 Seiten. Preis RM. 2.60

Diese Schrift darf Anspruch auf Aktualität erheben, da sie die Pole **Luther** und **Karlstadt** mit der problematischen Weite des heutigen Luthertums, die durch die Gegensätze der »dialektischen« Theologie der »Krisis« einerseits und des »Aktivismus« etwa der Jungevangelischen und der religiösen Sozialisten andererseits bezeichnet ist, in Beziehung setzt und die Verketzerung einer von diesen auseinanderstrebenden Richtungen als gefährliche perspektivische Verkürzung der evangelischen Wahrheit betrachtet.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Freunde ev. Freiheit in Stade und Umgegend

Dienstag, den 19. Januar 1932, abends 20¼ Uhr, in der Aula des Oberlyzeums Vortrag des Sozialpfarrers der Hannoverschen Landeskirche Dr. Cordes über das Thema: „Christentum und Marxismus".

Freitag, den 12. Februar 1932, abends 20¼ Uhr ebenda: Vortrag von Pastor Lic. Grimm-Hannover über das Thema: „Die evangelische Kirche im Kampf mit der Gottlosenbewegung".

Suche

für einige Monate od. längere Zeit

Stelle in Haushalt oder Heim.

Schlicht um schlicht. Hauswirtschaftsexamen. Nähe Marburg od. Heidelberg bevorzugt.

Sturm, Godesberg Rh.
Annettenstr. 5

Werbt für die **Christliche Welt**

Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegebene Adressen

Einband-Decken

für den 45. Jahrgang

in bekannter Ausführung Halbleinen M. 1.50 zuzügl. 40 Pf. für Porto bei direkter Zusendung. – Etwa fehlende Nummern des Jahrgangs einzeln 90 Pf.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

ZUM GOETHE-JAHR 1932

NEUE PREISE:

Krüger, Die Religion der Goethezeit. M 5.—, Lwd. M 7.—
Rickert, Goethes Faust ..... M 15.—, Lwd. M 17.80
Franz, Goethe als religiöser Denker. M 9.—, Lwd. M 11.25

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Die Begegnung zwischen Religion und modernem Schrifttum

DICHTERGLAUBE

Stimmen religiösen Erlebens

Keine Anthologie, sondern Originalbeiträge 90 europäischer Autoren über ihre Stellung zur Religion

Umfang 357 Seiten. Preis brosch. 8.50 RM., Leinen 9.80 RM.

Das erste Urteil:

„Es ist ein Bild von verwirrender Fülle, das sich uns bietet, wenn wir das Buch „Dichterglaube" durchwandern. Es will scheinen, als wäre die Sehnsucht nach einem neuen Glauben und nach einer neuen Gemeinschaft das stärkste, was aus diesem Buch zu uns spricht. Wer der Religion des Menschen der Gegenwart nachspüren will, kann an diesem Buch nicht vorübergehen. Es ist ein Zeugnisbuch von unerhörter Wucht. Es kommt nicht darauf an, wie sich jeder Einzelne zu dem, was der und jener Dichter sagt, einstellt. Es kommt vielmehr darauf an, daß der Grundklang gehört wird, daß der Mensch unserer Tage aus den Stimmen der Dichter die tröstende und aufrichtende Gewißheit empfängt: Es gibt eine Welt des Ewigen, zu der sich diese Dichter bekennen. Für Menschen, die Sinn und Verständnis für die höchsten Werte des Lebens haben, kann es kaum ein zweites Buch aus der Gegenwart geben, das so ein Spiegel des religiösen Ringens unserer Tage ist. So wird das Buch zu einem sehr ernsten Beitrag zum Verständnis des seelischen und religiösen Lebens der Gegenwart." Oberpfarrer Telle, Lychen

Mit Januar 1932 beginnt der 8. Jahrgang

ECKART

Blätter für evangelische Geisteskultur

Herausgeber: Universitätsprofessor D. August Hinderer

Schriftleiter: Dr. Harald Braun

Jährlich 12 Hefte zu je 48 Seiten. Bezugspreis vierteljährlich RM. 3.–, einschließlich Zustellgebühren. Probehefte kostenlos

Im „Eckart", der einzigen protestantischen Literaturzeitschrift, begegnen sich Protestantismus und Zeitdichtung. Ausführliche Aufsätze behandeln weltanschauliche Fragen der modernen deutschen Literatur, die selbst mit charakteristischen Proben vertreten ist. Zahlreiche Buchbesprechungen versuchen den Büchermarkt der Zeit zu gliedern und bieten dem Leser kritische Handhaben. Der Umschauteil bringt Randglossen zu aktuellen Fragen des Theaters, des Films und des allgemeinen geistigen Gesprächs.

Im Anschluß an den Eckart erscheint alljährlich der

ECKART RATGEBER

Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart

6. Jahrgang 1931

Umfang 200 Seiten. Kartoniert RM. 3.80

„Eine umfassende Rechenschaft über das geistige Angesicht unserer Zeit" Wilhelm Stählin

ECKARTVERLAG · BERLIN-STEGLITZ

Soeben erschienen:

ALBERT SCHWEITZER

AUS MEINEM LEBEN UND DENKEN

220 Seiten mit 8 Bildern / Geheftet 5.–, Ganzleinen 6.50

Leibhaftig und plastisch ersteht hier in künstlerisch geschlossener Darstellung vor uns Albert Schweitzer: der Mensch, der Künstler und Orgelspieler, der große Gelehrte, der Negerdoktor zwischen Wasser und Urwald, »ein in den größten Verhältnissen angelegtes und mit fast unglaubhaften Erfolgen gesegnetes Menschenleben« — als »leuchtender Tatbeweis des Christentums im 20. Jahrhundert«.

LAMBARENE

Erlebnisse einer Bernerin im afrik. Urwald

VON ELSA LAUTERBURG-BONJOUR

116 Seiten mit 50 Tiefdruckbildern / 4.–, Ganzleinen 5.–

Das leise Heimweh nach all dem Märchenhaften, das die afrikanische Natur in verschwenderischer Fülle bietet, diktierte der jungen Berner Arztfrau die Niederschrift dieser anspruchslosen und doch überaus lebendigen Erinnerungen.

FELIX MEINER VERLAG IN LEIPZIG

Die Predigt der jüngsten Pfarrergeneration

geht heute zweifellos vielfach neue Wege. Auch wenn man kaum schon urteilen darf, daß das Neue sich bereits klar herauskristallisiert habe, so liegen da und dort doch **bedeutsame Ansatzpunkte zu einer neuen Erfassung der homiletischen Aufgabe**, die Beachtung verdienen. Aus dieser Erwägung heraus ist der Vorschlag entstanden, einmal in einer besonderen Predigtreihe die Generation der Jüngeren unter 35 Jahren zu Worte kommen zu lassen. Die „Pastoralblätter" haben den Gedanken im Januarheft 1932 aufgegriffen und versucht, dafür eine Form zu finden, die auch nach außen hin der Zurückhaltung der jüngeren Generation Rechnung trägt. Für die Einzelheiten sei auf die Vorbemerkung verwiesen, die der Herausgeber, D. Erich Stange, der Veröffentlichung der ersten Einsendung dieser Art vorangestellt hat. Im übrigen wird man das endgültige Urteil über diesen Versuch zurückstellen müssen, bis die Reihe dieser Predigten, die sich über eine längere Folge von Heften hinziehen wird, zum Abschluß gekommen ist.

Daß die Zeitschrift nach wie vor neben diesem „Appell an die Jugend" die **Predigt der führenden Männer der Kirche** nicht vernachlässigt, beweist gerade das vorliegende Heft, das für Sonntage der Passionszeit diesmal Predigten von Pfarrer Homann-Düsseldorf, Superintendent Spranger-Annaberg, Superintendent Ficker-Dresden, Kirchenrat Otto-Eisenach usw. bringt.

Eine Rede aus dem Nachlaß des verstorbenen **Erzbischofs Söderblom** über „Das Vorrecht, Theologe zu sein", mit der er einst seine Antrittsvorlesung in Upsala schloß, steht an der Spitze des auch im übrigen reichhaltigen Heftes.

(Probehalbjahr M. 4.50, Verlag C. Ludwig Ungelenk-Dresden-A. 27)